Moderne Klassiker.

Deutsche
Literaturgeschichte der neueren Zeit
in
Biographien, Kritiken und Proben.

Mit Portraits.

Zweiundvierzigster Band.

Cassel,
Ernst Balde.
1854.



Franz Dingelstedt.

Franz Dingelstedt.

„Und nur zuweilen haucht es, wie von oben,
In stiller Stunde durch die losen Saiten."

Mit Portrait.

Cassel,
Ernst Balde.
1854.

Franz Dingelstedt.

Franz Dingelstedt gehört zu den Dichtern und Schriftstellern Deutschlands, welche in der Mitte ihrer Thätigkeit zu großen Erwartungen berechtigten. Nicht sowohl die Ungunst der Verhältnisse, als vielmehr eine innere Unbestimmtheit, Zerrissenheit des Menschen Dingelstedt hat diese Erwartungen, die wir vom Dichter hegten, nicht völlig in Erfüllung gehen lassen. Vom Gebiet des Romans scheint er sich völlig abgewendet zu haben; auf dem Felde der Dichtkunst hat er sich durch seine letzten Poesien durchaus keine neuen Lorbeeren gepflückt; hoffen wir also mit wahrhafter Theilnahme für den Dichter, daß er als Dramatiker, was er zu werden begonnen hat, uns für mancherlei entschädige, dessen Vorenthalten auf jenen Gebieten wir zweifelsohne zu beklagen haben.

Franz Dingelstedt wurde im Jahre 1814 — wir bedauren, den Tag seiner Geburt in mehr als sechs

literarhistorischen Werken ohne Erfolg gesucht zu haben — zu Halsdorf in der zum Churfürstenthum Hessen gehörenden Provinz Oberhessen geboren. Seine Jugendzeit brachte er in Rinteln zu; von 1831 — 34 studirte er in Marburg Theologie und Philologie, sowie neuere Sprachen, dann übernahm er eine Lehrerstelle in Ricklingen bei Hannover an einem Privatinstitut.

Im Jahre 1836 kehrte er nach Hessen zurück, und erhielt eine Anstellung an dem Lyceum in Cassel, ward jedoch bald aus „höheren Staatsrücksichten" von dort an das Gymnasium in Fulda versetzt.

Er war mit seinen Verhältnissen hier in hohem Grade unzufrieden, sein an den Grafen Wolf von Baudissin gerichtetes Gedicht „Ex Ponto" giebt Kunde davon, in dem es z. B. heißt:

„ — — Sähst du jeden Morgen willig
Und zürnend doch am alten Strang mich keuchen,
Fürwahr, es sollte meine Klage billig,
Mein Durst nach Freiheit dir natürlich däuchen.
Daß Zelte sich verkehrt in Tabernakel,
Zum Schwert ein Hirtenstab, deß giebt's Exempel,
Doch ewig dürres Holz verbleibt mein Bakel,
Und meine Quarta wird kein Musentempel."

Dingelstedts Verstimmung über seine persönlichen Verhältnisse nahm so sehr zu, daß er im Jahre 1841 seine Entlassung nahm. Er wandte sich jetzt ganz der neueren Literatur zu, arbeitete für mehere Zeitschriften, und ließ im Musenalmanach von Gustav Schwab seine ersten Gedichte abdrucken. Seine ersten Gedichtsammlungen, Novellen und Romane machten wenig Glück. Wir nennen davon die Novellensammlung „Licht und Schatten in der Liebe", welche 1838 erschien; dann den komischen Roman „Die neuen Argonauten" im Jahre 1839; endlich in demselben Jahre den ersten Theil des „Wanderbuch's".

Zuerst allgemein bekannter wurde Dingelstedts Name durch die „Lieder eines Kosmopolitischen Nachtwächters", welche in den Jahren 1840—1842 im Verlage von Hoffmann u. Campe in Hamburg erschienen. Sie waren hervorstehende Beiträge zu der sogenannten politischen Poesie, und machten ein bedeutendes Aufsehen.

Im Jahre 1841 reiste Dingelstedt nach Frankreich, England, Holland, Belgien, dann ging er nach Wien, um sich dort zu einer Reise nach dem Orient vorzubereiten; aber ehe er diese Reise antrat, berief ihn der König von Würtemberg als Hofrath und Bibliothekar nach Stuttgart. Dingelstedt nahm diese ange-

nehme Stellung ein, und verheirathete sich im Jahre 1844 mit der Sängerin Jenny Lutzer.

Wahrscheinlich die Ereignisse des Jahres 1848 waren es, die ihn veranlaßten, von Stuttgart wegzugehen. Er lebte später einige Zeit in Wien, und wurde dann als Dramaturg an das Hoftheater nach München berufen. Hier wirkt er mit gutem Erfolg für die Verbesserung der Bühne, und ist selbst mit einem gelungenen Trauerspiel: „Das Haus der Barneveldt" als Dramatiker aufgetreten.

Wir haben von Dingelstedts Schriften noch anzuführen den im Jahre 1840 erschienenen Roman „Unter der Erde," zweifelsohne auf dem Gebiet der Erzählung sein bestes Werk; ferner gesammelte Novellen unter dem Titel „Heptameron," welche 1841 erschienen; des „Wanderbuches" zweiten Theil, der im Jahre 1843 erschien; 1844 zwei Bände, „Sieben friedliche Erzählungen" enthaltend; 1845 die große Sammlung seiner Gedichte, denen im Jahre 1851 sogenannte Zeitgedichte unter dem Namen „Nacht und Morgen" folgten. —

Um Dingelstedt in seinen Eigenschaften als Dichter und Schriftsteller hinreichend würdigen zu können, ist es dringend nothwendig, insbesondre die Eigenschaft ins Auge zu fassen, welche ihm, dem Menschen

besonders angehört; die überall sich zeigende innere Zerrissenheit. Mit seinen persönlichen Verhältnissen von je her nicht zufrieden, suchte er hier und dort die innere Ruhe und Befriedigung, ohne sie zu finden. Aus dieser Eigenschaft heraus sind die meisten seiner geistigen Producte hervorgegangen, ja eins derselben, wohl sein bestes Werk, der Roman „Unter der Erde", geht so weit, eine ganze Geschichte dieser Zerrissenheit zum Besten zu geben. Da hat sich ein talent- und gefühlvoller Mann der vornehmen Welt, müde, matt, verunglückt aus ihr herausgelöst, hat sich in wilde Berge geflüchtet, ist dort mit Wegwerfen seines bisherigen Ich's Bergmann geworden, und hat hier die Ruhe gesucht, die ihm in der vornehmen Welt genommen worden war. Hier wird also der Versuch gemacht, ein aus tiefster Zerrissenheit geborenes neues Leben für möglich auszugeben. Daß dieser Versuch mißlingt, braucht nicht erst angeführt zu werden.

Also mit dieser Zerrissenheit seines Innern hat Dingelstedt gedichtet, hat er gelebt, denn dem Poeten ist das Dichten auch das Leben. Darum hat er nicht allein mindestens eben so viele Phasen durchgemacht, wie manche Andere, sondern er ist auch mit seiner literarischen Thätigkeit gar nicht zu einem bestimmten Abschluß gekommen. Nach unserer Ueberzeugung war

Dingelstedt besonders berufen, große Romane der Gesellschaft zu schreiben. Er kennt die Gesellschaft mit ihren Vorzügen und Nachtheilen, er hat das Elegante des Styls, was wir bei französischen Schriftstellern oft genug finden, er hat auch die Ungenirtheit derselben, mit der sie sich über mancherlei hinwegsetzen, was zu übersteigen unsern übrigen deutschen Romanschreibern oft sehr schwer wird — und dort hat er es nicht weiter gebracht, wie zu einigen Novellen, die nicht einmal so eigentlich auf das Gebiet hinüberstreifen, dem er angehört. Seine ganze schriftstellerische Thätigkeit ist eine unfertige. Er hat meisterhafte Gedichte gedichtet, somit bewiesen, daß er ein großer Dichter sein kann; seine Novellen, sein Reisebuch beweisen, welch einen vortrefflichen Styl er schreiben kann, und doch, betrachtet man, was er geschrieben, zusammengenommen, so kommen wir sofort zu der Ueberzeugung, daß wir nur Andeutungen empfangen haben von dem, was er zu geben im Stande ist, daß aber etwas Ganzes, Großes von ihm bis jetzt noch vorenthalten wurde. Wir müssen das sehr bedauern, wollen dem Dichter indeß auch für das Gegebene den Dank nicht schuldig bleiben.

Wir haben es da zunächst mit Dingelstedt als Dichter zu thun.

Die eigentliche Sammlung von Dingelstedts Gedichten erschien im Jahre 1845 im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart — eine werthvolle, reiche Sammlung, mit der wir uns hier des Weiteren beschäftigen wollen.

Der Dichter hat diese Sammlung selbst in drei Theile getheilt, und sie Heimath, Wanderschaft, Rückkehr genannt. Diesen drei Abtheilungen setzte er zugleich die Zeit der Geburt ihres Inhalts vor, und so haben wir ein Stück Dichterleben vor uns, welches vom Jahre 1838 bis zu dem Jahre 1845 reicht.

Wir sprechen zuerst von der Heimath.

Die ersten 28 Seiten bringen Gedichte aller, doch nur einfacher Art. Der Dichter ist von nichts ausschließlich gefaßt und beherrscht, er nimmt den ersten besten Stoff zu seinen Gedichten, wie er sich ihm eben bietet. Er besingt den heimathlichen Fluß, die Weser; er besingt den Jahrmarkt, die Spinne; bei einer Apostrophe an die Blumen tritt er auf das Gebiet der Liebe, und zwar einer sehr absonderlichen, denn er läßt die Braut am Hochzeitstag sagen:

„Dann lebet wohl, ihr Träume
Der Kindheit unschuldsvoll,
Ihr heimathlichen Räume,
Dann lebt auf ewig wohl!

Die alten Stimmen schweigen,
Ein neues Seyn bricht an,
Und ich bin ganz dein eigen,
Du lieber fremder Mann!"

Was ist das für eine inhaltslose Liebe, wenn die Braut nach der Uhr ihre Hingebung abmißt, wenn der Mann, den sie eben Heirathen will, ihr ein fremder Mann ist!

In den gleich darauf folgenden „Erste Liebe" überschriebenen Gedichten finden wir eine Reihe von Liebesliedern, die sich durch nichts Vortheilhaftes von den gewöhnlichen Producten dieser Art unterscheiden, dagegen mitunter nichts weniger als angenehme, empfehlende Abweichungen zu Tage bringen. So ist z. B. das folgende Gedicht in seinen zwei ersten Versen recht schön, im dritten geht dem Dichter aber die Leidenschaft durch, er findet sie nicht erwiedert, und somit fällt das ganze Gedicht als eine Unwahrheit zusammen:

Ich wollte dichten in ihrem Arm, —
Daß Gott erbarm'!
Küßt mir die tolle spielende Dirne
Alle Gedanken rasch von der Stirne,
Alle Reime frisch vom Munde:
Dichterstunde!

Ich wollte sterben in ihrem Arm, —
Daß Gott erbarm'!
Schon lag ich gestreckt wie auf der Bahre,
Da fährt sie mir neckend durch die Haare
Und küßt mich lebendig mit rothem Munde:
Todesstunde!

Ich wollte leben in ihrem Arm, —
Daß Gott erbarm'!
Ich umschlinge sie stark wie ein ganzer Mann,
Da schaut sie mich tief und flehend an
Und weint, bis daß ich besiegt mich wende:
Seliges Ende!

In einem folgenden Gedicht finden wir ein häßliches Bild vom Lager der Geliebten in den Worten:

„Von der Unschuld und gemeinsam
Von verbot'nem Wunsch umweht."

Auf den Cyclus „Erste Liebe" folgt ein andrer, „Erste Leiden."

Die Geliebte hat den Dichter verstoßen, er aber ist nicht stark genug, zu begreifen, daß eine wirkliche Liebe niemals vorhanden gewesen ist. Er irrt von dem einen Ausdruck zum andern; einmal sagt er:

„Du hast ein Recht, dich von mir loszumachen,
Nicht weil ich dich, weil ich mich selbst betrogen.
Man wirft sein Glück nicht gern in einen Nachen,
Der ziel- und haltlos treibt auf weiten Wogen.“

Und an anderer Stelle sagt er:

„Du liebst mich noch und willst es nur verschweigen,
Ich liebte dich, ich liebe dich noch immer. —“

Endlich an einer dritten:

„Für dich kein Glück! Du wirst nie wieder lieben,
Und könntest du, du hast mich nie geliebt.“

Des Dichters Begriff von der Liebe ist somit noch in hohem Grade unklar — wir werden später sehen, daß er auf diesem Gebiete wohl Fortschritte gemacht hat. —

Im nächsten Verlauf der Sammlung ist der Dichter der Liebeslieder müde, es kommt eine Reihe politischer Gedichte, die im Allgemeinen von geringer Bedeutung sind, da sie auf specifisch heimathliche Verhältnisse sich beziehen. Allein von größerer Bedeutung unter diesen Gedichten ist das bekannte „Osterwort“, in dem sich der Dichter des unglücklichen Silvester Jordan annimmt. Dieses Gedicht ist reich

an poetischen Schönheiten, wenn auch im Innern etwas abgerissen und nur lose zusammenhängend.

In dem Cyclus „Ferien“ macht sich der Dichter von seiner Befangenheit los, seine Anschauungen werden erhabener, seine Sprache dabei entschieden schön, zuweilen unübertrefflich, ja sogar gewaltig.

Da treffen wir zuerst das berühmte Gedicht: „Am Grabe Chamisso's“. Die schönsten Terzinen, die je gedichtet worden sind, reich an aller poetischen Schönheit, wie unsere Leser an dem hier folgenden Gedicht selbst finden mögen.

Am Grabe Chamisso's.

1838.

Wo habt Ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den eng beschränkten Port,
Darein der Weltumsegler sich gerettet!
Ihr zeigt auf eine dürre Scholle dort,
Wo heut das erste Herbstlaub niederregnet;
Dort ruht er, sagt mir Euer Trauerwort.
O sei, du heilig Dichtergrab gesegnet;
Du birgst ihn, dem mein Geist viel tausendmal,
Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet!
Ich sah ihn nie: an seiner Blicke Strahl
Hat meine Kraft sich nicht entzünden sollen;
Er stand zu hoch, ich ging zu tief im Thal.

Doch in der Brust, in der Begeistrungs=vollen,
 Trag' ich sein Bild wohl tiefer und getreuer,
 Als sie's in Wort und Farbe malen wollen.
Ich seh' ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
 Die lichte Stirn, die Brauen stolz geschweift,
 Und streng der Mund, als seien Worte theuer.
So steht er da, die Locken weiß bereift,
 Und in den Flocken, die die Jahre senden,
 Den Lorbeerkranz, zu vollem Grün gereift.
Er selbst ein Fels mit scheitelrechten Wänden,
 Salas y Gomez, ragt er aus der Flut,
 Von Wellendrang umbraust an allen Enden.
Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll Glut,
 Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
 Dran wie an Vaterbrust die Menschheit ruht.
Wer hat ihr Leid so laut wie du gesungen
 Und wer wie du gen wild' und zahme Horden
 In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?
Ein Fremdling warst du unserem deutschen Norden,
 In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
 Und wer ist heimischer als du ihm worden?
Nun schläfst du in der fremden Erde schon,
 Und die den Wandernden nicht konnte wiegen
 Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.
Drauf soll gekreuzt sein Pilgerstecken liegen
 Und unser Banner, das dem Sängerheer
 Voran er trug zu kämpfen und zu siegen.
Wir aber stehen klagend rings umher,
 Denn gönnen wir ihm die verdiente Rast,
 So gönnten wir den Führer uns noch mehr.

O Zeit der Noth! Es stürzen Stamm und Ast,
Rechts klingt und links die Axt im grünen Wald,
Gefallenes Laub wird wirbelnd aufgefaßt.
Die Wolken haben dräuend sich geballt,
Von Sturmesfurchen ist der See gekräuselt;
Bald hörst du nur den Herbstwind, welcher kalt
Durch kahle Forsten, über Stoppeln säuselt.

Unter den folgenden Gedichten steht „Rheinfahrt“ oben an, eine Apostrophe an Uhland, die nichts zu wünschen übrig läßt. Wir lassen das Gedicht hier folgen.

Rheinfahrt.

1840.

Die du stolz und wellenmächtig meerwärts fliegst auf raschen Bahnen,
Warum schweigen deine Böller, warum feiern deine Fahnen,
Warum schmücken keine Flaggen diesen Mast, kein Kranz die Raa?
Trägst doch einen König heute, Königin Victoria!

Wüßten sie, die Ahnungslosen, die auf deinen Borden wandern,
Wer unscheinbar und bescheiden sich geborgen bei den Andern,
O sie drängten, o sie wogten grüßend um den Einen hin,
Wie Arion einst die Schiffer grüßten mit beschämtem Sinn.

Ich, ein Herold dieses Königs, will's zuerst den Felsen sagen,
Mag der Lurlei treues Echo dann den Namen weiter tragen,
Mag er tönen durch die Berge, in den Wäldern, längs dem Rhein: —
Ludwig Uhland! — Dieser Name soll ein mächt'ger Zauber sein!

Sieh, schon glänzt es abendröthlich von den grauen Rittersteinen,
Durch die herbstgefärbten Zweige geht ein frühlingsgleiches Scheinen,
Düfte haucht herab die Rebe, und mit brüderlichem Gruß
Rauscht zum deutschen Lieblingsdichter auf der deutsche Lieblingsfluß.

Diese Welt aus Blüth und Trümmer, neu belebt in seiner Laute,
Wie sie, aus dem Schlaf erwachend, fromm auf den Beschwörer schaute!
Hirtenknaben von den Bergen, Winzerinnen fern im Thal,
Troubadours auf hohen Söllern: Lieder Uhlands überall!

Raum gegeben, Passagiere! Rück' den Hut, du stolzer Britte!
Nimm ihn feiernd, deutsche Jugend, deinen Minstrel in die Mitte,
Und ein Wort, von seinen besten, und ein Hoch und ein Gesang
Mische sich zu seinem Preise in der grünen Römer Klang!

Freude, daß ich ihn erkannte, daß des Geistes ächter Stempel
Mir von seiner Stirn geleuchtet wie ein Strahl aus einem Tempel,
Daß ich auf den kargen Lippen doch die holden Spuren fand,
Die der Muse Kuß gelassen und der Charitinnen Hand!

Meister, mit verschränkten Armen, sinnend, laß mich vor dir stehen,
Laß den Jünger dir begeistert in das Dichter-Auge sehen,
Sei nicht stolz, nicht streng, nicht spröde! Ach, wenn du geschieden bist,
Weiß ich nicht, ob mir vergönnt ein zweiter Tag wie dieser ist.

Freie Kunst hast du entboten rings in allen deutschen Reichen,
Und nur Ohnmacht sperrt sich peinlich ab in Schulen und in Zeichen;
Ob die Schwaben dein sich rühmen, ob der Norden uns gebar,
Junges Deutschland oder altes, kümm're das der Krittler Schaar!

Wer als Dichter sich empfindet ist verwandt mit allen Dichtern,
Beugt sich fromm vor jedem Meister, aber nie vor Splitterrichtern,
Und zu dir in Demuth spricht er, deines Königthums bewußt:
Hefte der Berufung heil'ges Kreuz, o Herr, mir auf die Brust!

Diese Hand, die allgewaltig deine goldnen Saiten rührte,
Die gewalt'ger noch die scharfe Wehr des Männerwortes führte
Lege sie auf's Herz mir, Meister, das dir hoch entgegenschlägt,
Fühle, ob's den wahren Funken, ob die Afterflamme trägt?

Ja, und wenn der nächsten Zukunft bange Räthsel sich erfüllen,
Daß, aus Ost und West gestiegen, Wetter unser Land umhüllen,
Wenn nach draußen voll Gefährde, innerlich voll Zwist und Noth,
Wie dein Morgen, so dein Abend neue Stürme niederdroht;

Dann, den Heldenkranz im Haare und das Schwert in hoher Rechte,
Tritt, ein Greis, vor unsre Glieder, führ' uns, Uhland, zum Gefechte!
Deutsches Recht und deutsche Freiheit! Hör', wir wissen noch das Wort,
Und wo Lanzen nöthig werden, schleudern wir die Federn fort.

Oder, so nach wohlverdienter Ruhe deinem Leib gelüstet,
Leg' in unsrem Zelt dich nieder, deine Jünger stehn gerüstet!
Furchtlos neig' dein sieggekröntes Haupt, o Meister! Gute Nacht!
Schlumm're unter Mohn und Lorbeer, deine Jünger halten Wacht!

Der Abschnitt „Wanderschaft" bringt nun einen weiteren großen Fortschritt des Dichters — er wählte wirkliche, wahre Dinge zum Gegenstand seiner Dichtung, nicht, wie vorher, nur das Raisonnement. Unter den zahlreichen Gedichten dieser Abtheilung steht unbedingt das Gedicht „Die Flüchtlinge" oben an, es ist nur zu bedauern, daß es einen so überflüssigen und unangenehmen sentimentalen Schluß hat. Wir geben hier das ganze Gedicht als Probe.

Die Flüchtlinge.

Es sind der Männer Fünf bis Sechs
Um einen Tisch gesessen:
Darauf steht Wein, ein schlecht' Gewächs,
Und Salz und Brod zum Essen;
Die alte Uhr auf dem Kamin
Pickt leise ihre Weise;
Die Männer starren vor sich hin,
Bis Einer spricht im Kreise:

Wann große Herrn beisammen sein
Der Welt Heil zu berathen,
So reden sie vom Zollverein,
Von Pfaffen und Soldaten,
Von ihrem Reich, von ihrem Ruhm,
Von Fahnen und von Ahnen,
Von alt' und neuem Königthum,
Von treuen Unterthanen.

Wohlan! Die wir beisammen sind,
Wir Bettler von den Straßen,
Ein Häuflein Spreu, vom Schicksalswind
Auf Einen Mist geblasen:
Kommt! Reden wir heut' frank und frei,
Wie sie, von uns'rem Lande,
Von uns'rer Herrscher Tyrannei,
Von uns'rer Völker Schande!

Ich als der Aelt'ste fange an.
Tod ruf' ich dem Regenten
Sammt seinen Cortes lobesan,
Sammt Ayuntamienten!
So ruf' ich hier, so rief ich einst
Am Ebro und Duero,
So ruf' ich wo du mir erscheinst:
Tod Dir, o Espartero!

Mein Vater ein Guerilla war
Vom Land der Navarresen,
Ihr könnet ihn und seine Schaar
Im Buch der Helden lesen:
Guerilla ward wie er der Sohn
Und zog, wie er gezogen,
Navarra durch und Aragon
Mit Büchse und mit Bogen.

Bei Nava schlug die letzte Schlacht,
Wo meine Flinte knatterte,
Wo früh am Tag, spät in der Nacht
Die Kreuzesfahne flatterte;
Sie sank, als wir verfolgt und wund,
Gleich Hirschen, die sie hetzten,
Den Fuß von uns'rem heil'gen Grund,
Auf fremde Scholle setzten.

Ewig verdammt die Nacht der Flucht!
Ich werde nie vergessen,
Wie durch die Pyrenäenschlucht
Wir stürzten wie besessen:
Tod hinter uns und vor uns Tod,
Und Tod im eig'nen Busen,
Als uns das fränkische Morgenroth
Beschien in fränkischen Blusen.

Für mich giebt's kein Hispanien mehr,
Hispanien ist gestorben,
Und seine Waisen ziehn umher,
Enterbt, verderbt, verdorben;
Zum Spott ward meiner Väter Gott,
Mein König ward zum Spotte,
Hispanien sich selbst zum Spott,
Zum Spott der Fremden Rotte.

Seht: wie in meiner Hand erlischt
Das Feuer der Cigarre,
Wird ausgelöscht, wird weggewischt
Der Name von Navarre;
Was überbleibt, ich schleudr' es fort,
Verächtlich, diese Asche:
Komm, Franzmann hier, komm, Britte dort,
Kommt, steckt sie in die Tasche!

Er schwieg. Sein Nachbar nahm das Glas
Und rief mit bitt'rem Hohne:
Dir sei's gebracht, Czar Nicolas,
Heil dir und deinem Sohne!
Was scheert mich Volk und Vaterland?
Der Teufel soll sie holen!
Ich bin ein Jud', wie Euch bekannt,
Aus Dünaburg in Polen.

Gott's Wunder! Schwur ich denn nicht mit,
Sang mit den Lagienka?
Zuletzt was war's, wofür ich stritt
Und fiel bei Ostrolenka?
Ein Kartenspiel, ein Kegelspiel
Zu schoflem Zeitvertreibe:
Mir blieben blos zwei Stich' zu viel,
Drei Kugeln blos im Leibe.

Drauf focht ich mich von Ort zu Ort,
Den Bettelsack zur Rechten,
Von Warschau bis nach Frankreich fort,
Das war das beste Fechten!
O Deutschland, du gelobtes Land!
Was gab's da für Fourrage,
Und Speis und Trank und allerhand
Schöne Reden voll Courage!

Nun ruh' ich aus auf Lorbeer-Stroh,
Mit leerem Hirn und Beutel,
Ja, weiser Melech Salomo,
Es ist halt Alles eitel!
Mich scheert die ganze Welt nichts mehr,
Auch nicht Czar Nicolai.
Dein Knecht bin ich, dein Ahasver,
Jehovah-Adonai!

Er sprach's und strich den nassen Bart
Und kreuzte seine Lenden,
Spie aus und schlug nach Jüden-Art
Die Brust mit beiden Händen;
Indeß der dritte Mann beginnt
Die Mähr vom Türkenkriege:
Er stammt aus Griechenland, Korinth
Die Wiege seiner Siege.

Und was das für ein Ende nahm,
Erzählt er den Vereinten,
Wie alles so ganz anders kam,
Als die Hellenen meinten,
Wie er gen Bayern naseweis
Auf Hydra conspirirte,
Bis daß ihn Othon Basileus
In Gnaden exilirte.

Der Vierte wußte, ein Lombard,
Erbauliche Geschichten,
Wie er daheim gehätschelt ward —
Auf Spielberg! — zu berichten;
Der Fünft', ein ächtes Kind der Schweiz,
Sprach vom Savoyerzuge,
Von Romarino's Schmutz und Geiz,
Vom Propagandentruge.

So wirbelte durch das Gemach
Auf blauer Tabakswolke
Das Bild von mancher großen Schmach,
Von manchem großen Volke;
Schon dämmerte die Mitternacht
Im Hause der Verbannten,
Noch ward geflucht, gezecht, gelacht,
Und alle Herzen brannten.

Nur Einer still geblieben war
Am Eck: ein blasser Junge,
Mit blondem deutschem Lockenhaar,
Mit blöder deutscher Zunge.
Was thatest du denn, kleiner Mann,
Belächeln ihn die Andern,
Daß du so früh in Acht und Bann,
In's Elend mußtest wandern?

„Ich sprach einmal ein freies Wort
„In Sachen der Tscherkessen;
„Da jagten sie von Haus mich fort,
„Nachdem ich lang gesessen."
So stammelt Jener, roth und bleich
Vor Scham, vor Gram, vor Schrecken,
Und ein Gelächter donnergleich
Schlägt an des Zimmers Decken.

Führwahr, der weiß noch mehr als wir,
Schrei'n Alle auf im Chore;
Nur dir die Dornenkrone, dir
Der Essigschwamm am Rohre!
Komm, Deutscher, nimm dein Glas zur Hand
Und thue wie wir thaten:
Ruf Zeter auf dein Vaterland,
Das Land, das dich verrathen!

Ein wüstes Toben. Drinnen stand
Der Jüngling auf vom Sitze,
Im sanften Antlitz Sonnenbrand,
Im blauen Auge Blitze.
Er stieß das Glas hinweg, er warf
Die Scherben an die Wände,
Und so erhob er hoch und scharf
Die Stimme und die Hände:

Das wolle Gott im Himmel nicht,
Das solches je geschehe!
Nein! Wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals Wehe!
Und wenn ich sie, die mich verstieß,
Nie wiedersehen werde,
Mein letzt' Gebet und Wort bleibt dies:
Gott schütz' die deutsche Erde!

Er rief's. Und Herz und Stimme brach
In lang verhalt'nem Weinen.
Ein Engel ging durch das Gemach,
Die sechs Verbannten meinen.
Es schlägt die Uhr auf dem Kamin
Zwölf kurze, heisere Schläge;
Die Männer stehen auf und ziehn
Ein Jeder seiner Wege.

In einem der folgenden Gedichte, „Prostitution," tritt des Dichters ganze gestörte innere Welt zu Tage — er vergleicht den Dichter mit einem jener unglücklichen gefallenen Mädchen!

„Das Göttliche in mir biet' ich dem Pöbel an" —

sagt der Dichter, mit Unrecht, denn Dingelstedt ist

bekanntlich weit mehr geschätzt wegen dessen, was er hat ahnen lassen, als dessen, was er wirklich producirt hat.

Unter der großen Zahl von Gedichten, welche die Sammlung enthält, finden wir bis jetzt eigentlich nur zwei, welche den Ansprüchen ganz entsprechen, welche an ein wirklich poetisches Kunstwerk gemacht werden dürfen. Wir begegnen jetzt, fast am Ende der Sammlung, noch einem, und zwar einem unbestreitbaren Kunstwerk, ist es auch die Poesie der Blasirtheit. „In diesem Zwiespalt befindet sich der Dichter", schreibt ein Kritiker, „als auf einmal aus der öden Mittelmäßigkeit ein glänzendes farbenprächtiges Bild, ein Stück Menschenleben emportaucht, so warm, so überfließend von Kraft und Wahrheit, daß wir nicht staunen, nicht denken, sondern fortgerissen lesen, aufleben und mitleben, bis endlich das schöne Meteor erlischt, die alte Nacht eintritt, und wir staunend fragen: Was ist das gewesen? — Das Leben ist's gewesen, das freie Menschenleben, das einen Augenblick an unsern Dichter herantrat, und wenn es ihn auch zu schwach befand, wenn er auch feige geflohen ist, ihm doch einen so unverwischbaren Eindruck hinterließ, daß er es neu gestalten konnte in einen Cyklus

von Gedichten, den wir für das Bedeutendste halten, was unsre moderne Dichtkunst producirt hat."

Diese Reihe von Gedichten ist „Ein Roman" überschrieben. Die ganze Erfindung, die Scenerie, die sich folgenden, zu einander gehörenden einzelnen Ereignisse, die Sprache sind von unbeschreiblicher Schönheit — der Dichter ist von einer Gluth angefüllt, die ihn die prächtigsten Verse in ungehinderter Stimmung erzeugen läßt. Das ganze große Gedicht ist mit einem Worte ein Meisterwerk, es ist tadellos, wenn man sich dazu verstanden hat, nicht überhaupt den Inhalt desselben für ein Vergehen zu erklären.

Im Intresse des wenig gekannten Gedichts selbst lassen wir hier es folgen.

Ein Roman.

I.

Wenn du die Leidenschaft willst kennen lernen,
Mußt du dich nur nicht aus der Welt entfernen.

Such' sie nicht auf in friedlicher Idylle,
In strohbedeckter und begnügter Stille;

Auch nicht, wo durch die Ehe fromm verbunden
Zwei kalte Herzen christlich sich gefunden;

Nicht, wo ein Jüngling sich am Bache härmt,
Und wo ein Mägdlein mit den Sternen schwärmt;

Nicht, wo Herrn Werthers Blut um Lotten fließt,
Indeß Frau Lotte Thränen blos vergießt.

Glaub' mir, und magst du's auch in Büchern lesen,
Wenn dieses Liebe war, sie ist gewesen.

Sie wechselt, gleich wie Alles in der Welt:
Sonst Haus und Hütte, jetzt Palast und Zelt.

Da suche sie, im festlich-vollen Saale,
Bei Spiel und Tanz, an feierlichem Mahle.

Dort, eingeschnürt in Form und Zwang und Sitte,
Thront sie wie Banquos Geist in ihrer Mitte:

Wo bei dem Sonnenglanz von hundert Lüstern
Nächtliche Wünsche durch einander flüstern,

Wo unter Sammt und Seide, Flor und Spitzen
Des Grames off'ne Eiterbeulen sitzen,

Wo zwischen ächte Perlen und Juwelen
Zuweilen sich noch ächt're Thränen stehlen,

Wo Haß und Mordlust mit Harpyenkrallen
Auf die entblößten Weiberbrüste fallen,

Wo an des Männerherzens Ordensterne
Die Eifersucht anpocht in scheuer Ferne,

Wo Lug und Trug auf glatten Schlangenbäuchen
Sacht über einen Türkenteppich schleichen,

Wo Fächer reden, wenn die Lippen schweigen,
Wo statt der Uhr die Augen Stunden zeigen,

Wo sich die Füße drücken statt der Hände,
Wo — doch wer fände hier ein Ziel, ein Ende? —

Ich habe viel gelebt in dieser Welt,
Die dem allein, der sie nicht kennt, mißfällt.

Sie ist, glaub' mir, nicht besser und nicht schlechter,
Denn ihre tugendsamen Maulverächter.

Auch sie hat Poesie und Heroismus,
Ihr Märterthum und ihren Fanatismus.

Wie manchen Abend bin ich unbefangen
Und kalt durch ihre Wunder hingegangen!

Ich sah, ich hört', ich lernte viel indessen;
Ich gäbe viel drum, könnt' ich viel vergessen.

An Eines nur gedenk' ich oft und gerne
Trotz aller Zeiten-, aller Raumes-Ferne.

Und dies, das immerdar bei mir geblieben,
Hab' ich zuletzt auf dieses Blatt geschrieben.

Das leg' ich in mein Wanderbuch, ein Blatt,
Ein Rosenblatt, das Duft und Farbe hat.

Ihr mögt dazu nun weinen oder lachen,
Gestrenge Mienen oder milde machen;

Gleichviel! Was kann der Dichter für sein Wesen?
Er giebt, was er gelebt hat. Ihr — mögt lesen!

II.

Sie heißen es auf Englisch Rout;
Ein unerquickliches Gedränge,
Wo man statt Menschen Leute schaut
Und niemals Worte hört, nur Klänge.

Ich lag, ein müder Mann, allein
In einer fernen Fensternische,
Mein Auge floh vom Kerzenschein
Hinweg in der Aprilnacht Frische.

Mein Ohr, nicht von dem Lärm gestört,
Der durch die weiten Säle rauschte,
War in mich selbst zurückgekehrt,
Wo es auf inn're Stimmen lauschte.

Da sah ich durch des Vorhangs Saum,
Den ich um mich herbgelassen,
In meinen Heimathsdichtertraum
Zwei kleine, weiße Handschuh fassen,

Und ein olivenbraun Gesicht
Mit kalten, strengen, schönen Zügen,
Kaum angestrahlt vom Kerzenlicht,
Sich leise zu mir niederbiegen.

Ich fuhr empor, sie fuhr zurück,
Genüber standen wir uns beide,
Getrennt von Allen, Blick in Blick,
Verhüllt von der Gardine Seide.

War sie das Vöglein oder ich,
Sie oder ich die Klapperschlange?
Ich weiß nicht. Der Moment verstrich,
Wir blieben so, noch lange, lange.

Und zwischen uns kein Gruß, kein Wort,
Nicht eine einzige Geberde;
Langsam und schweigend ging sie fort,
So streift ein Traum des Nachts die Erde.

Drauf fragt' ich leicht und obenhin:
Herr, kanntet Ihr die braune Dame?
Ein Weib von uns'ren Kolonie'n,
Hieß es, ein fremder Insel=Name.

Mein Auge flog durch das Gewühl
Ihr nach, schon war sie fast verschwunden,
Da sah sie um, wie stolz, wie kühl,
Und doch — Wir hatten uns gefunden.

Ich sank auf meinem alten Sitz
Nachdenklich und erstaunt zusammen:
In Nacht verzuckt der Doppelblitz,
Doch Flammen hier, und drüben Flammen!

III.

Wenn du geliebt hast, weißt du was es heißt
Ein Tanz, ein Walzer zwischen Mann und Weib:
Wie da im Leibe untergeht der Geist,
Und wie zum Geist beflügelt wird der Leib.

Sie flog, von mir umschlungen, durch den Schwarm,
Leicht wie ein Falter unter Bienen fliegt,
Wie eine Blume lag sie mir im Arm,
Die sich im Abendwinde wiegt und schmiegt.

Sie bebt' in meinem Blick, in meiner Hand
Wie eine Taube unter dem Vampir;
Es floß und flatterte das Florgewand
Nur wie ein Nebel zwischen ihr und mir.

Zuletzt, da wir, ermattet, athemlos,
Umfaßt noch, in der Tanzcolonne stehn,
Naht ihr ein Mann, nicht doch, ein Schatten blos,
Den ich schon oftmals hinter ihr gesehn.

Auf ihre Schultern legt er das Gesicht
Und lispelt kalt in das erhitzte Ohr;
Hört sie es, was er spricht? Hört sie es nicht?
Sie schweigt, sie seufzt, sie zittert wie ein Rohr.

Drauf tritt sie, — o wie schwankt der schmale Fuß! —
Von mir zurück: Verzeiht, wir gehn nach Haus.
Der Schatten war ihr Mann. Er will, sie muß.
An seinem Arme wankt sie still hinaus.

Von weitem sieht sie in den vollen Saal
Zurück mit einem Blick, vor dem mir graut. —
Er wirft ihr just den Mantel um, den Shawl
Und lächelt sanft. Sie gehn. Ich lache laut.

IV.

Sie war ein Weib, — was sag' ich denn von ihr,
Nicht Unrecht ihr zu thun und mir nicht weh? —
Ein Weib wie ich ein Mann; verstimmt, gleich mir,
Und satt und kalt und müde! Eis zu Schnee.

Blasirtheit, Weltschmerz! Ja, so nennt Ihr's wohl
Und treibt damit aus Mode Spott und Spiel,
Ahnt Ihr, wie dem zu Muth ist, welchem hohl
Und morsch sein Leben über'm Kopf zerfiel?

Der, des Genusses wie der Arbeit satt,
Mit jedem Wahn auch jedes Reizes bar.
Zu nichts mehr Kraft, an nichts mehr Freude hat,
Dem nur zu mühsam oft das Sterben war?

O Gott, wenn Ihr's im eig'nen Busen fühlt,
Wie lau, wie faul, wie sumpfig, wie verhunzt
Der Quell des Lebens auf- und nieder-spühlt,
Mechanisch, eine lahme Wasserkunst,

Wenn an Euch selbst das letzte Blatt verweht,
Die letzte Blüthe taub und schaal verdorrt,
Und doch der Stamm, anstatt zu stürzen, steht, —
Dann scherzt Ihr, dann nicht mehr mit jenem Wort.

So trafen wir uns, ich und sie, noch oft,
Gleichgültig vor der Welt und kaum bekannt,
Doch innen, rascher als ich je gehofft,
Als sie geglaubt, seelen- und wahl-verwandt.

Wir tauschten dann und wann ein fremdes Wort,
Flüchtig und nichtig, wie die Sitte will,
Doch uns're Augen sprachen immer fort,
Und unsre Herzen schwiegen nimmer still.

Es war kein Bund, wie ihn die Jugend schließt
Vertrauensvoll, in froher Zuversicht,
Wo gleich der Mund von Schwüren überfließt,
Von Grab und Tod und Ewigkeiten spricht.

Wir klammerten uns, ob aus Zeitvertreib,
Ob aus Verzweiflung, an einander an,
Sie ein verlor'nes, neugebor'nes Weib,
Ich ein verlor'ner, neugebor'ner Mann.

Und als in Ennui und Unnatur
Wir wieder einmal einen Rout durchwacht,
Als ich allein mit ihr nach Hause fuhr, ...
Ein Schleier über jene Frühlingsnacht!

V.

Schön war sie, meine Bayadere,
Schön wie die Nacht, nicht wie der Tag.
Wenn sie, im Auge eine Zähre,
An meiner Brust gewährend lag;
Und doch: war schöner denn nicht Jene,
Die, göttlicher Verehrung werth,
Im Auge eine and're Thräne,
Sich zürnend von mir abgekehrt?

Wir küßten uns in wildem Rausche,
Die Lust durchschwelgend bis zum Schmerz,
Im Seelen- und im Körper-Tausche
Verwechselt wogte Herz an Herz;
Doch warum dacht' ich denn daneben
An damals, als ich keusch und fest
Den reinen Mund zuerst im Leben
Auf eine reine Hand gepreßt?

Ich schwelgte tief in ihren Armen,
Von Frost geschüttelt und von Glut,
Doch niemals konnt' ich so erwarmen,
Nie floß so leicht, so sanft mein Blut,

Als einst zur Zeit der ersten Weihe,
Da, wünschelos und reuelos,
Mein Haupt, das frohe, frische, freie,
Entschlummerte in ihrem Schooß.

Mein war sie, mein, nicht in dem Sinne,
Den einmal nur das Herz begreift,
Bevor die jugendliche Minne
Ihr Flügelkleid hat abgestreift;
In and'rem Sinn war sie die Meine,
Ein Sinn, vor dem das Herz erschrickt,
Sobald es wehmuthsvoll in seine
Verlor'nen Paradiese blickt.

Doch soll ich ihr's darum nicht danken,
Was sie, die Arme, für mich that,
Sie, die sich ohne Form und Schranken
Mir ganz und gar gegeben hat?
Komm, hin ist hin! Laß uns nicht klagen,
Die alte Zeit holt sich nicht ein;
Wir wollen's mit der neuen wagen,
Auf uns're Weise glücklich sein!

Das wolle Gott im Himmel nicht,
Das solches je geschehe!
Nein! Wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals Wehe!
Und wenn ich sie, die mich verstieß,
Nie wiedersehen werde,
Mein letzt' Gebet und Wort bleibt dies:
Gott schütz' die deutsche Erde!

Er rief's. Und Herz und Stimme brach
In lang verhalt'nem Weinen.
Ein Engel ging durch das Gemach,
Die sechs Verbannten meinen.
Es schlägt die Uhr auf dem Kamin
Zwölf kurze, heisere Schläge;
Die Männer stehen auf und ziehn
Ein Jeder seiner Wege.

In einem der folgenden Gedichte, „Prostitution,“ tritt des Dichters ganze gestörte innere Welt zu Tage — er vergleicht den Dichter mit einem jener unglücklichen gefallenen Mädchen!

„Das Göttliche in mir biet' ich dem Pöbel an“ —

sagt der Dichter, mit Unrecht, denn Dingelstedt ist

bekanntlich weit mehr geschätzt wegen dessen, was er hat ahnen lassen, als dessen, was er wirklich producirt hat.

Unter der großen Zahl von Gedichten, welche die Sammlung enthält, finden wir bis jetzt eigentlich nur zwei, welche den Ansprüchen ganz entsprechen, welche an ein wirklich poetisches Kunstwerk gemacht werden dürfen. Wir begegnen jetzt, fast am Ende der Sammlung, noch einem, und zwar einem unbestreitbaren Kunstwerk, ist es auch die Poesie der Blasirtheit. „In diesem Zwiespalt befindet sich der Dichter", schreibt ein Kritiker, „als auf einmal aus der öden Mittelmäßigkeit ein glänzendes farbenprächtiges Bild, ein Stück Menschenleben emportaucht, so warm, so überfließend von Kraft und Wahrheit, daß wir nicht staunen, nicht denken, sondern fortgerissen lesen, aufleben und mitleben, bis endlich das schöne Meteor erlischt, die alte Nacht eintritt, und wir staunend fragen: Was ist das gewesen? — Das Leben ist's gewesen, das freie Menschenleben, das einen Augenblick an unsern Dichter herantrat, und wenn es ihn auch zu schwach befand, wenn er auch feige geflohen ist, ihm doch einen so unverwischbaren Eindruck hinterließ, daß er es neu gestalten konnte in einen Cyklus

von Gedichten, den wir für das Bedeutendste halten, was unsre moderne Dichtkunst producirt hat."

Diese Reihe von Gedichten ist „Ein Roman" überschrieben. Die ganze Erfindung, die Scenerie, die sich folgenden, zu einander gehörenden einzelnen Ereignisse, die Sprache sind von unbeschreiblicher Schönheit — der Dichter ist von einer Gluth angefüllt, die ihn die prächtigsten Verse in ungehinderter Stimmung erzeugen läßt. Das ganze große Gedicht ist mit einem Worte ein Meisterwerk, es ist tadellos, wenn man sich dazu verstanden hat, nicht überhaupt den Inhalt desselben für ein Vergehen zu erklären.

Im Intresse des wenig gekannten Gedichts selbst lassen wir hier es folgen.

Ein Roman.

I.

Wenn du die Leidenschaft willst kennen lernen,
Mußt du dich nur nicht aus der Welt entfernen.

Such' sie nicht auf in friedlicher Idylle,
In strohbedeckter und begnügter Stille;

Auch nicht, wo durch die Ehe fromm verbunden
Zwei kalte Herzen christlich sich gefunden;

Nicht, wo ein Jüngling sich am Bache härmt,
Und wo ein Mägdlein mit den Sternen schwärmt;

Nicht, wo Herrn Werthers Blut um Lotten fließt,
Indeß Frau Lotte Thränen blos vergießt.

Glaub' mir, und magst du's auch in Büchern lesen,
Wenn dieses Liebe war, sie ist gewesen.

Sie wechselt, gleich wie Alles in der Welt:
Sonst Haus und Hütte, jetzt Palast und Zelt.

Da suche sie, im festlich-vollen Saale,
Bei Spiel und Tanz, an feierlichem Mahle.

Dort, eingeschnürt in Form und Zwang und Sitte,
Thront sie wie Banquos Geist in ihrer Mitte:

Wo bei dem Sonnenglanz von hundert Lüstern
Nächtliche Wünsche durch einander flüstern,

Wo unter Sammt und Seide, Flor und Spitzen
Des Grames off'ne Eiterbeulen sitzen,

Wo zwischen ächte Perlen und Juwelen
Zuweilen sich noch ächt're Thränen stehlen,

Wo Haß und Mordlust mit Harpyenkrallen
Auf die entblößten Weiberbrüste fallen,

Wo an des Männerherzens Ordensterne
Die Eifersucht anpocht in scheuer Ferne,

Wo Lug und Trug auf glatten Schlangenbäuchen
Sacht über einen Türkenteppich schleichen,

Wo Fächer reden, wenn die Lippen schweigen,
Wo statt der Uhr die Augen Stunden zeigen,

Wo sich die Füße drücken statt der Hände,
Wo — doch wer fände hier ein Ziel, ein Ende? —

Ich habe viel gelebt in dieser Welt,
Die dem allein, der sie nicht kennt, mißfällt.

Sie ist, glaub' mir, nicht besser und nicht schlechter,
Denn ihre tugendsamen Maulverächter.

Auch sie hat Poesie und Heroismus,
Ihr Märterthum und ihren Fanatismus.

Wie manchen Abend bin ich unbefangen
Und kalt durch ihre Wunder hingegangen!

Ich sah, ich hört', ich lernte viel indessen;
Ich gäbe viel drum, könnt' ich viel vergessen.

An Eines nur gedenk' ich oft und gerne
Trotz aller Zeiten-, aller Raumes-Ferne.

Und dies, das immerdar bei mir geblieben,
Hab' ich zuletzt auf dieses Blatt geschrieben.

Das leg' ich in mein Wanderbuch, ein Blatt,
Ein Rosenblatt, das Duft und Farbe hat.

Ihr mögt dazu nun weinen oder lachen,
Gestrenge Mienen oder milde machen;

Gleichviel! Was kann der Dichter für sein Wesen?
Er giebt, was er gelebt hat. Ihr — mögt lesen!

II.

Sie heißen es auf Englisch Rout;
Ein unerquickliches Gedränge,
Wo man statt Menschen Leute schaut
Und niemals Worte hört, nur Klänge.

Ich lag, ein müder Mann, allein
In einer fernen Fensternische,
Mein Auge floh vom Kerzenschein
Hinweg in der Aprilnacht Frische.

Mein Ohr, nicht von dem Lärm gestört,
Der durch die weiten Säle rauschte,
War in mich selbst zurückgekehrt,
Wo es auf inn're Stimmen lauschte.

Da sah ich durch des Vorhangs Saum,
Den ich um mich herbgelassen,
In meinen Heimathsdichtertraum
Zwei kleine, weiße Handschuh fassen,

Und ein olivenbraun Gesicht
Mit kalten, strengen, schönen Zügen,
Kaum angestrahlt vom Kerzenlicht,
Sich leise zu mir niederbiegen.

Ich fuhr empor, sie fuhr zurück,
Genüber standen wir uns beide,
Getrennt von Allen, Blick in Blick,
Verhüllt von der Gardine Seide.

War sie das Vöglein oder ich,
Sie oder ich die Klapperschlange?
Ich weiß nicht. Der Moment verstrich,
Wir blieben so, noch lange, lange.

Und zwischen uns kein Gruß, kein Wort,
Nicht eine einzige Geberde;
Langsam und schweigend ging sie fort,
So streift ein Traum des Nachts die Erde.

Drauf fragt' ich leicht und obenhin:
Herr, kanntet Ihr die braune Dame?
Ein Weib von uns'ren Kolonie'n,
Hieß es, ein fremder Insel-Name.

Mein Auge flog durch das Gewühl
Ihr nach, schon war sie fast verschwunden,
Da sah sie um, wie stolz, wie kühl,
Und doch — Wir hatten uns gefunden.

Ich sank auf meinem alten Sitz
Nachdenklich und erstaunt zusammen:
In Nacht verzuckt der Doppelblitz,
Doch Flammen hier, und drüben Flammen!

Ich, ein Herold dieses Königs, will's zuerst den Felsen sagen,
Mag der Lurlei treues Echo dann den Namen weiter tragen,
Mag er tönen durch die Berge, in den Wäldern, längs dem
Rhein: —
Ludwig Uhland! — Dieser Name soll ein mächt'ger Zauber sein!

Sieh, schon glänzt es abendröthlich von den grauen Rittersteinen,
Durch die herstgefärbten Zweige geht ein frühlingsgleiches
Scheinen,
Düfte haucht herab die Rebe, und mit brüderlichem Gruß
Rauscht zum deutschen Lieblingsdichter auf der deutsche Lieb=
lingsfluß.

Diese Welt aus Blüth und Trümmer, neu belebt in seiner Laute,
Wie sie, aus dem Schlaf erwachend, fromm auf den Beschwörer
schaute!
Hirtenknaben von den Bergen, Winzerinnen fern im Thal,
Troubadours auf hohen Söllern: Lieder Uhlands überall!

Raum gegeben, Passagiere! Rück' den Hut, du stolzer Britte!
Nimm ihn feiernd, deutsche Jugend, deinen Minstrel in die Mitte,
Und ein Wort, von seinen besten, und ein Hoch und ein Gesang
Mische sich zu seinem Preise in der grünen Römer Klang!

Freude, daß ich ihn erkannte, daß des Geistes ächter Stempel
Mir von seiner Stirn geleuchtet wie ein Strahl aus einem
Tempel,
Daß ich auf den kargen Lippen doch die holden Spuren fand,
Die der Muse Kuß gelassen und der Charitinnen Hand!

Meister, mit verschränkten Armen, sinnend, laß mich vor dir stehen,
Laß den Jünger dir begeistert in das Dichter-Auge sehen,
Sei nicht stolz, nicht streng, nicht spröde! Ach, wenn du geschieden bist,
Weiß ich nicht, ob mir vergönnt ein zweiter Tag wie dieser ist.

Freie Kunst hast du entboten rings in allen deutschen Reichen,
Und nur Ohnmacht sperrt sich peinlich ab in Schulen und in Zeichen;
Ob die Schwaben dein sich rühmen, ob der Norden uns gebar,
Junges Deutschland oder altes, kümm're das der Krittler Schaar!

Wer als Dichter sich empfindet ist verwandt mit allen Dichtern,
Beugt sich fromm vor jedem Meister, aber nie vor Splitterrichtern,
Und zu dir in Demuth spricht er, deines Königthums bewußt:
Hefte der Berufung heil'ges Kreuz, o Herr, mir auf die Brust!

Diese Hand, die allgewaltig deine goldnen Saiten rührte,
Die gewalt'ger noch die scharfe Wehr des Männerwortes führte
Lege sie auf's Herz mir, Meister, das dir hoch entgegenschlägt,
Fühle, ob's den wahren Funken, ob die Afterflamme trägt?

Ja, und wenn der nächsten Zukunft bange Räthsel sich erfüllen,
Daß, aus Ost und West gestiegen, Wetter unser Land umhüllen,
Wenn nach draußen voll Gefährde, innerlich voll Zwist und Noth,
Wie dein Morgen, so dein Abend neue Stürme niederdroht;

Dann, den Heldenkranz im Haare und das Schwert in hoher Rechte,
Tritt, ein Greis, vor unsre Glieder, führ' uns, Uhland, zum Gefechte!
Deutsches Recht und deutsche Freiheit! Hör', wir wissen noch das Wort,
Und wo Lanzen nöthig werden, schleudern wir die Federn fort.

Oder, so nach wohlverdienter Ruhe deinem Leib gelüstet,
Leg' in unsrem Zelt dich nieder, deine Jünger stehn gerüstet!
Furchtlos neig' dein sieggekröntes Haupt, o Meister! Gute Nacht!
Schlumm're unter Mohn und Lorbeer, deine Jünger halten Wacht!

Der Abschnitt „Wanderschaft" bringt nun einen weiteren großen Fortschritt des Dichters — er wählte wirkliche, wahre Dinge zum Gegenstand seiner Dichtung, nicht, wie vorher, nur das Raisonnement. Unter den zahlreichen Gedichten dieser Abtheilung steht unbedingt das Gedicht „Die Flüchtlinge" oben an, es ist nur zu bedauern, daß es einen so überflüssigen und unangenehmen sentimentalen Schluß hat. Wir geben hier das ganze Gedicht als Probe.

Die Flüchtlinge.

Es sind der Männer Fünf bis Sechs
Um einen Tisch gesessen:
Darauf steht Wein, ein schlecht' Gewächs,
Und Salz und Brod zum Essen;
Die alte Uhr auf dem Kamin
Pickt leise ihre Weise;
Die Männer starren vor sich hin,
Bis Einer spricht im Kreise:

Wann große Herrn beisammen sein
Der Welt Heil zu berathen,
So reden sie vom Zollverein,
Von Pfaffen und Soldaten,
Von ihrem Reich, von ihrem Ruhm,
Von Fahnen und von Ahnen,
Von alt' und neuem Königthum,
Von treuen Unterthanen.

Wohlan! Die wir beisammen sind,
Wir Bettler von den Straßen,
Ein Häuflein Spreu, vom Schicksalswind
Auf Einen Mist geblasen:
Kommt! Reden wir heut' frank und frei,
Wie sie, von uns'rem Lande,
Von uns'rer Herrscher Tyrannei,
Von uns'rer Völker Schande!

Ich als der Aelt'ste fange an.
Tod ruf' ich dem Regenten
Sammt seinen Cortes lobesan,
Sammt Ayuntamienten!
So ruf' ich hier, so rief ich einst
Am Ebro und Duero,
So ruf' ich wo du mir erscheinst:
Tod Dir, o Espartero!

Mein Vater ein Guerilla war
Vom Land der Navarresen,
Ihr könnet ihn und seine Schaar
Im Buch der Helden lesen:
Guerilla ward wie er der Sohn
Und zog, wie er gezogen,
Navarra durch und Aragon
Mit Büchse und mit Bogen.

Bei Nava schlug die letzte Schlacht,
Wo meine Flinte knatterte,
Wo früh am Tag, spät in der Nacht
Die Kreuzesfahne flatterte;
Sie sank, als wir verfolgt und wund,
Gleich Hirschen, die sie hetzten,
Den Fuß von uns'rem heil'gen Grund,
Auf fremde Scholle setzten.

Ewig verdammt die Nacht der Flucht!
Ich werde nie vergessen,
Wie durch die Pyrenäenschlucht
Wir stürzten wie besessen:
Tod hinter uns und vor uns Tod,
Und Tod im eig'nen Busen,
Als uns das fränkische Morgenroth
Beschien in fränkischen Blusen.

Für mich giebt's kein Hispanien mehr,
Hispanien ist gestorben,
Und seine Waisen ziehn umher,
Enterbt, verderbt, verdorben;
Zum Spott ward meiner Väter Gott,
Mein König ward zum Spotte,
Hispanien sich selbst zum Spott,
Zum Spott der Fremden Rotte.

Seht: wie in meiner Hand erlischt
Das Feuer der Cigarre,
Wird ausgelöscht, wird weggewischt
Der Name von Navarre;
Was überbleibt, ich schleudr' es fort,
Verächtlich, diese Asche:
Komm, Franzmann hier, komm, Britte dort,
Kommt, steckt sie in die Tasche!

Er schwieg. Sein Nachbar nahm das Glas
Und rief mit bitt'rem Hohne:
Dir sei's gebracht, Czar Nicolas,
Heil dir und deinem Sohne!
Was scheert mich Volk und Vaterland?
Der Teufel soll sie holen!
Ich bin ein Jud', wie Euch bekannt,
Aus Dünaburg in Polen.

Gott's Wunder! Schwur ich denn nicht mit,
Sang mit den Lagienka?
Zuletzt was war's, wofür ich stritt
Und fiel bei Ostrolenka?
Ein Kartenspiel, ein Kegelspiel
Zu schoflem Zeitvertreibe:
Mir blieben blos zwei Stich' zu viel,
Drei Kugeln blos im Leibe.

Drauf focht ich mich von Ort zu Ort,
Den Bettelsack zur Rechten,
Von Warschau bis nach Frankreich fort,
Das war das beste Fechten!
O Deutschland, du gelobtes Land!
Was gab's da für Fourrage,
Und Speis und Trank und allerhand
Schöne Reden voll Courage!

Nun ruh' ich aus auf Lorbeer=Stroh,
Mit leerem Hirn und Beutel,
Ja, weiser Melech Salomo,
Es ist halt Alles eitel!
Mich scheert die ganze Welt nichts mehr,
Auch nicht Czar Nicolai.
Dein Knecht bin ich, dein Ahasver,
Jehovah=Adonai!

Er sprach's und strich den nassen Bart
Und kreuzte seine Lenden,
Spie aus und schlug nach Jüden=Art
Die Brust mit beiden Händen;
Indeß der dritte Mann beginnt
Die Mähr vom Türkenkriege:
Er stammt aus Griechenland, Korinth
Die Wiege seiner Siege.

Und was das für ein Ende nahm,
Erzählt er den Vereinten,
Wie alles so ganz anders kam,
Als die Hellenen meinten,
Wie er gen Bayern naseweis
Auf Hydra conspirirte,
Bis daß ihn Othon Basileus
In Gnaden exilirte.

Der Vierte wußte, ein Lombard,
Erbauliche Geschichten,
Wie er daheim gehätschelt ward —
Auf Spielberg! — zu berichten;
Der Fünft', ein ächtes Kind der Schweiz,
Sprach vom Savoyerzuge,
Von Romarino's Schmutz und Geiz,
Vom Propagandentruge.

So wirbelte durch das Gemach
Auf blauer Tabakswolke
Das Bild von mancher großen Schmach,
Von manchem großen Volke;
Schon dämmerte die Mitternacht
Im Hause der Verbannten,
Noch ward geflucht, gezecht, gelacht,
Und alle Herzen brannten.

Nur Einer still geblieben war
Am Eck: ein blasser Junge,
Mit blondem deutschem Lockenhaar,
Mit blöder deutscher Zunge.
Was thatest du denn, kleiner Mann,
Belächeln ihn die Andern,
Daß du so früh in Acht und Bann,
In's Elend mußtest wandern?

„Ich sprach einmal ein freies Wort
„In Sachen der Tscherkessen;
„Da jagten sie von Haus mich fort,
„Nachdem ich lang gesessen."
So stammelt Jener, roth und bleich
Vor Scham, vor Gram, vor Schrecken,
Und ein Gelächter donnergleich
Schlägt an des Zimmers Decken.

Führwahr, der weiß noch mehr als wir,
Schrei'n Alle auf im Chore;
Nur dir die Dornenkrone, dir
Der Essigschwamm am Rohre!
Komm, Deutscher, nimm dein Glas zur Hand
Und thue wie wir thaten:
Ruf Zeter auf dein Vaterland,
Das Land, das dich verrathen!

Ein wüstes Toben. Drinnen stand
Der Jüngling auf vom Sitze,
Im sanften Antlitz Sonnenbrand,
Im blauen Auge Blitze.
Er stieß das Glas hinweg, er warf
Die Scherben an die Wände,
Und so erhob er hoch und scharf
Die Stimme und die Hände:

Das wolle Gott im Himmel nicht,
Das solches je geschehe!
Nein! Wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals Wehe!
Und wenn ich sie, die mich verstieß,
Nie wiedersehen werde,
Mein letzt' Gebet und Wort bleibt dies:
Gott schütz' die deutsche Erde!

Er rief's. Und Herz und Stimme brach
In lang verhalt'nem Weinen.
Ein Engel ging durch das Gemach,
Die sechs Verbannten meinen.
Es schlägt die Uhr auf dem Kamin
Zwölf kurze, heisere Schläge;
Die Männer stehen auf und ziehn
Ein Jeder seiner Wege.

In einem der folgenden Gedichte, „Prostitution," tritt des Dichters ganze gestörte innere Welt zu Tage — er vergleicht den Dichter mit einem jener unglücklichen gefallenen Mädchen!

„Das Göttliche in mir biet' ich dem Pöbel an" —

sagt der Dichter, mit Unrecht, denn Dingelstedt ist

bekanntlich weit mehr geschätzt wegen dessen, was er hat ahnen lassen, als dessen, was er wirklich producirt hat.

Unter der großen Zahl von Gedichten, welche die Sammlung enthält, finden wir bis jetzt eigentlich nur zwei, welche den Ansprüchen ganz entsprechen, welche an ein wirklich poetisches Kunstwerk gemacht werden dürfen. Wir begegnen jetzt, fast am Ende der Sammlung, noch einem, und zwar einem unbestreitbaren Kunstwerk, ist es auch die Poesie der Blasirtheit. „In diesem Zwiespalt befindet sich der Dichter", schreibt ein Kritiker, „als auf einmal aus der öden Mittelmäßigkeit ein glänzendes farbenprächtiges Bild, ein Stück Menschenleben emportaucht, so warm, so überfließend von Kraft und Wahrheit, daß wir nicht staunen, nicht denken, sondern fortgerissen lesen, aufleben und mitleben, bis endlich das schöne Meteor erlischt, die alte Nacht eintritt, und wir staunend fragen: Was ist das gewesen? — Das Leben ist's gewesen, das freie Menschenleben, das einen Augenblick an unsern Dichter herantrat, und wenn es ihn auch zu schwach befand, wenn er auch feige geflohen ist, ihm doch einen so unverwischbaren Eindruck hinterließ, daß er es neu gestalten konnte in einen Cyklus

von Gedichten, den wir für das Bedeutendste halten, was unsre moderne Dichtkunst producirt hat."

Diese Reihe von Gedichten ist „Ein Roman" überschrieben. Die ganze Erfindung, die Scenerie, die sich folgenden, zu einander gehörenden einzelnen Ereignisse, die Sprache sind von unbeschreiblicher Schönheit — der Dichter ist von einer Gluth angefüllt, die ihn die prächtigsten Verse in ungehinderter Stimmung erzeugen läßt. Das ganze große Gedicht ist mit einem Worte ein Meisterwerk, es ist tadellos, wenn man sich dazu verstanden hat, nicht überhaupt den Inhalt desselben für ein Vergehen zu erklären.

Im Intresse des wenig gekannten Gedichts selbst lassen wir hier es folgen.

Ein Roman.

I.

Wenn du die Leidenschaft willst kennen lernen,
Mußt du dich nur nicht aus der Welt entfernen.

Such' sie nicht auf in friedlicher Idylle,
In strohbedeckter und begnügter Stille;

Auch nicht, wo durch die Ehe fromm verbunden
Zwei kalte Herzen christlich sich gefunden;

Nicht, wo ein Jüngling sich am Bache härmt,
Und wo ein Mägdlein mit den Sternen schwärmt;

Nicht, wo Herrn Werthers Blut um Lotten fließt,
Indeß Frau Lotte Thränen blos vergießt.

Glaub' mir, und magst du's auch in Büchern lesen,
Wenn dieses Liebe war, sie ist gewesen.

Sie wechselt, gleich wie Alles in der Welt:
Sonst Haus und Hütte, jetzt Palast und Zelt.

Da suche sie, im festlich=vollen Saale,
Bei Spiel und Tanz, an feierlichem Mahle.

Dort, eingeschnürt in Form und Zwang und Sitte,
Thront sie wie Banquos Geist in ihrer Mitte:

Wo bei dem Sonnenglanz von hundert Lüstern
Nächtliche Wünsche durch einander flüstern,

Wo unter Sammt und Seide, Flor und Spitzen
Des Grames off'ne Eiterbeulen sitzen,

Wo zwischen ächte Perlen und Juwelen
Zuweilen sich noch ächt're Thränen stehlen,

Wo Haß und Mordlust mit Harpyenkrallen
Auf die entblößten Weiberbrüste fallen,

Wo an des Männerherzens Ordensterne
Die Eifersucht anpocht in scheuer Ferne,

Wo Lug und Trug auf glatten Schlangenbäuchen
Sacht über einen Türkenteppich schleichen,

Wo Fächer reden, wenn die Lippen schweigen,
Wo statt der Uhr die Augen Stunden zeigen,

Wo sich die Füße drücken statt der Hände,
Wo — doch wer fände hier ein Ziel, ein Ende? —

Ich habe viel gelebt in dieser Welt,
Die dem allein, der sie nicht kennt, mißfällt.

Sie ist, glaub' mir, nicht besser und nicht schlechter,
Denn ihre tugendsamen Maulverächter.

Auch sie hat Poesie und Heroismus,
Ihr Märterthum und ihren Fanatismus.

Wie manchen Abend bin ich unbefangen
Und kalt durch ihre Wunder hingegangen!

Ich sah, ich hört', ich lernte viel indessen;
Ich gäbe viel drum, könnt' ich viel vergessen.

An Eines nur gedenk' ich oft und gerne
Trotz aller Zeiten-, aller Raumes-Ferne.

Und dies, das immerdar bei mir geblieben,
Hab' ich zuletzt auf dieses Blatt geschrieben.

Das leg' ich in mein Wanderbuch, ein Blatt,
Ein Rosenblatt, das Duft und Farbe hat.

Ihr mögt dazu nun weinen oder lachen,
Gestrenge Mienen oder milde machen;

Gleichviel! Was kann der Dichter für sein Wesen?
Er giebt, was er gelebt hat. Ihr — mögt lesen!

II.

Sie heißen es auf Englisch Rout;
Ein unerquickliches Gedränge,
Wo man statt Menschen Leute schaut
Und niemals Worte hört, nur Klänge.

Ich lag, ein müder Mann, allein
In einer fernen Fensternische,
Mein Auge floh vom Kerzenschein
Hinweg in der Aprilnacht Frische.

Mein Ohr, nicht von dem Lärm gestört,
Der durch die weiten Säle rauschte,
War in mich selbst zurückgekehrt,
Wo es auf inn're Stimmen lauschte.

Da sah ich durch des Vorhangs Saum,
Den ich um mich herbgelassen,
In meinen Heimathsdichtertraum
Zwei kleine, weiße Handschuh fassen,

Und ein olivenbraun Gesicht
Mit kalten, strengen, schönen Zügen,
Kaum angestrahlt vom Kerzenlicht,
Sich leise zu mir niederbiegen.

Ich fuhr empor, sie fuhr zurück,
Genüber standen wir uns beide,
Getrennt von Allen, Blick in Blick,
Verhüllt von der Gardine Seide.

War sie das Vöglein oder ich,
Sie oder ich die Klapperschlange?
Ich weiß nicht. Der Moment verstrich,
Wir blieben so, noch lange, lange.

Und zwischen uns kein Gruß, kein Wort,
Nicht eine einzige Geberde;
Langsam und schweigend ging sie fort,
So streift ein Traum des Nachts die Erde.

Drauf fragt' ich leicht und obenhin:
Herr, kanntet Ihr die braune Dame?
Ein Weib von uns'ren Kolonie'n,
Hieß es, ein fremder Insel-Name.

Mein Auge flog durch das Gewühl
Ihr nach, schon war sie fast verschwunden,
Da sah sie um, wie stolz, wie kühl,
Und doch — Wir hatten uns gefunden.

Ich sank auf meinem alten Sitz
Nachdenklich und erstaunt zusammen:
In Nacht verzuckt der Doppelblitz,
Doch Flammen hier, und drüben Flammen!

III.

Wenn du geliebt hast, weißt du was es heißt
Ein Tanz, ein Walzer zwischen Mann und Weib:
Wie da im Leibe untergeht der Geist,
Und wie zum Geist beflügelt wird der Leib.

Sie flog, von mir umschlungen, durch den Schwarm,
Leicht wie ein Falter unter Bienen fliegt,
Wie eine Blume lag sie mir im Arm,
Die sich im Abendwinde wiegt und schmiegt.

Sie bebt' in meinem Blick, in meiner Hand
Wie eine Taube unter dem Vampir;
Es floß und flatterte das Florgewand
Nur wie ein Nebel zwischen ihr und mir.

Zuletzt, da wir, ermattet, athemlos,
Umfaßt noch, in der Tanzcolonne stehn,
Naht ihr ein Mann, nicht doch, ein Schatten blos,
Den ich schon oftmals hinter ihr gesehn.

Auf ihre Schultern legt er das Gesicht
Und lispelt kalt in das erhitzte Ohr;
Hört sie es, was er spricht? Hört sie es nicht?
Sie schweigt, sie seufzt, sie zittert wie ein Rohr.

Drauf tritt sie, — o wie schwankt der schmale Fuß! —
Von mir zurück: Verzeiht, wir gehn nach Haus.
Der Schatten war ihr Mann. Er will, sie muß.
An seinem Arme wankt sie still hinaus.

Von weitem sieht sie in den vollen Saal
Zurück mit einem Blick, vor dem mir graut.
Er wirft ihr just den Mantel um, den Shawl
Und lächelt sanft. Sie gehn. Ich lache laut.

IV.

Sie war ein Weib, — was sag' ich denn von ihr,
Nicht Unrecht ihr zu thun und mir nicht weh? —
Ein Weib wie ich ein Mann; verstimmt, gleich mir,
Und satt und kalt und müde! Eis zu Schnee.

Blasirtheit, Weltschmerz! Ja, so nennt Ihr's wohl
Und treibt damit aus Mode Spott und Spiel,
Ahnt Ihr, wie dem zu Muth ist, welchem hohl
Und morsch sein Leben über'm Kopf zerfiel?

Der, des Genusses wie der Arbeit satt,
Mit jedem Wahn auch jedes Reizes bar,
Zu nichts mehr Kraft, an nichts mehr Freude hat,
Dem nur zu mühsam oft das Sterben war?

O Gott, wenn Ihr's im eig'nen Busen fühlt,
Wie lau, wie faul, wie sumpfig, wie verhunzt
Der Quell des Lebens auf- und nieder-spühlt,
Mechanisch, eine lahme Wasserkunst,

Wenn an Euch selbst das letzte Blatt verweht,
Die letzte Blüthe taub und schaal verdorrt,
Und doch der Stamm, anstatt zu stürzen, steht, —
Dann scherzt Ihr, dann nicht mehr mit jenem Wort.

So trafen wir uns, ich und sie, noch oft,
Gleichgültig vor der Welt und kaum bekannt,
Doch innen, rascher als ich je gehofft,
Als sie geglaubt, seelen- und wahl-verwandt.

Wir tauschten dann und wann ein fremdes Wort,
Flüchtig und nichtig, wie die Sitte will,
Doch uns're Augen sprachen immer fort,
Und unsre Herzen schwiegen nimmer still.

Es war kein Bund, wie ihn die Jugend schließt
Vertrauensvoll, in froher Zuversicht,
Wo gleich der Mund von Schwüren überfließt,
Von Grab und Tod und Ewigkeiten spricht.

Wir klammerten uns, ob aus Zeitvertreib,
Ob aus Verzweiflung, an einander an,
Sie ein verlor'nes, neugebor'nes Weib,
Ich ein verlor'ner, neugebor'ner Mann.

Und als in Ennui und Unnatur
Wir wieder einmal einen Rout durchwacht,
Als ich allein mit ihr nach Hause fuhr, ...
Ein Schleier über jene Frühlingsnacht!

V.

Schön war sie, meine Bayadere,
Schön wie die Nacht, nicht wie der Tag,
Wenn sie, im Auge eine Zähre,
An meiner Brust gewährend lag;
Und doch: war schöner denn nicht Jene,
Die, göttlicher Verehrung werth,
Im Auge eine and're Thräne,
Sich zürnend von mir abgekehrt?

Wir küßten uns in wildem Rausche,
Die Lust durchschwelgend bis zum Schmerz,
Im Seelen= und im Körper=Tausche
Verwechselt wogte Herz an Herz;
Doch warum dacht' ich denn daneben
An damals, als ich keusch und fest
Den reinen Mund zuerst im Leben
Auf eine reine Hand gepreßt?

Ich schwelgte tief in ihren Armen,
Von Frost geschüttelt und von Glut,
Doch niemals konnt' ich so erwarmen,
Nie floß so leicht, so sanft mein Blut,

Als einst zur Zeit der ersten Weihe,
Da, wünschelos und reuelos,
Mein Haupt, das frohe, frische, freie,
Entschlummerte in ihrem Schooß.

Mein war sie, mein, nicht in dem Sinne,
Den einmal nur das Herz begreift,
Bevor die jugendliche Minne
Ihr Flügelkleid hat abgestreift;
In and'rem Sinn war sie die Meine,
Ein Sinn, vor dem das Herz erschrickt,
Sobald es wehmuthsvoll in seine
Verlor'nen Paradiese blickt.

Doch soll ich ihr's darum nicht danken,
Was sie, die Arme, für mich that,
Sie, die sich ohne Form und Schranken
Mir ganz und gar gegeben hat?
Komm, hin ist hin! Laß uns nicht klagen,
Die alte Zeit holt sich nicht ein;
Wir wollen's mit der neuen wagen,
Auf uns're Weise glücklich sein!

VI.

Auf dem Morgengang, Hydepark entlang,
Begegneten wir uns gestern;
Sie erschien hoch zu Roß, voran einem Troß
Von Amazonen-Schwestern.

Die Zügel verhängt kam sie angesprengt,
Herunter den grünen Hügel;
Wie saß sie so leicht, so lieblich geneigt,
Und wie fest doch in Sattel und Bügel!

Wie stand ihr so gut der männliche Hut,
Das dunkle Gewand voll Falten;
In die Büsche hoch ihr Schleier flog,
Hinterher die Mähnen wallten.

Phantastisches Bild, so fremd und so wild,
Zwischen Erde schwebend und Himmel;
Die dunkle Gestalt, weit und dunkel umwallt,
Auf dem bäumenden, schäumenden Schimmel!

Da sie mich erblickt, griff er aus geschickt,
Gehorsam ihrem Rufe;
Kies und Funken und Staub und wirbelndes Laub
Um die tönenden, dröhnenden Hufe!

So flog sie vorbei, stolz, fröhlich und frei
In das morgenlichte Gehege;
Ich schämte mich fast, daß ich auf sie gepaßt,
Wie ein Bettelmann am Wege.

Ich starrte ihr nach, bis sie allgemach
Verschwunden war zwischen den Bäumen.
Dann schlich ich heim, auf Papier und im Reim
Meine Mähre mir aufzuzäumen.

VII.

Kam dir wohl im vollen Saal
Bei dem Glanz der Girandolen
Nie das nächtliche Gelüste:
Wenn ich auf der Stell' einmal
Flüchtig, innig und verstohlen,
Den geliebten Busen küßte!?
Sollst du's mit dem Tode büßen,
Küssen mußt du, du mußt küssen!

Als ich jüngst gedankenlos
Lehnte hinter ihrem Sessel,
Wie galante Ritter pflegen, —
Blühend stieg und blank und blos
Aus des Kleids gefälliger Fessel
Mir die schöne Brust entgegen: —
Kam der tolle Wunsch mir eben,
Wie vom Satan eingegeben.

Kurz drauf, wie gerufen, glitt
Ihr das Tuch vom Schooß, sie bückte
Sich danach, es aufzuheben;
Hurtig bückt' ich selbst mich mit,

Und auf ihren Busen drückte
Sich mein Mund mit keckem Beben:
Also hatt' ich meinen Willen,
Wie ein Kind, für mich, im Stillen.

Zornig sah sie und erschreckt
Erst mit halbem Auge nieder,
Ob der Frevel auch zu schauen;
Aber, da sie nichts entdeckt,
Sprach sie leis' und lachte wieder,
Deutend auf die nächsten Frauen:
Wär' ich nun so weiß wie jene,
Gäb' es eine hübsche Scene!

Item, zog ich die Moral,
Schön und herrlich zu betrachten
Ist ein weißer Frauenbusen:
Doch daneben manches Mal
Ganz und gar nicht zu verachten
Ist ein brauner Frauenbusen.
Sprach's und that mit einem Kusse
Auf die braune Achsel Buße.

VIII.

Hangen und Bangen, Hoffen und Harren,
Schwärmen und Härmen, Sehnen und Thränen,
Alles was sonst die Verliebten und Narren
Ihren „Himmel auf Erden" wähnen:

Nun, Gottlob, das kümmert uns nimmer,
Drüber hinaus sind wir lange schon,
Sie als vernünftiges Frauenzimmer,
Ich als vernünftige Mannsperson.

Mach' ich ihr Verse, sie kann sie nicht lesen,
Seufz' ich auf hochdeutsch, sie kann's nicht verstehen;
Wär' ich nur immer so glücklich gewesen,
Manche Dummheit wär' nimmer geschehen.

Uns're verehrten Muttersprachen
Sind sich zwei völlig fremde Damen,
Will sie mir 'mal ein Vergnügen machen,
Spricht sie, natürlich falsch, meinen Namen.

Und so begegnen sich unsere Zungen
Allzeit nur auf neutralem Boden,
Falls sie der Kuß nicht zum Schweigen gezwungen,
Stets die bequemste der Sprachmethoden.

Nur zuweilen in nächtlicher Stunde,
Wann sie an meinem Herzen trauert,
Bricht eine Stimme aus ihrem Munde,
Die mir die Seele verständlich durchschauert.

Aehnlich, so sagt sie, erhebt sich plötzlich
Durch des Löwengebrülles Pause,
Unbegreiflich, wild, entsetzlich,
Eine Stimme bei ihr zu Hause.

Laut und lang und scharf und schrille
Schallt ein Geheul, ein Geächz, ein Gewinsel,
Durch die mitternächtige Stille
Ueber die ganze, große Insel;

Daß die Zimmetwälder selber
Zittern gleich erschrockenen Halmen,
Daß sich die Elephantenkälber
Furchtsam ducken unter den Palmen.

Niemand ahnt, von wannen die Stimme
Klingt in der Nacht, und was sie bedeutet,
Ob sie im Kummer, oder im Grimme,
Ob aus dem Meer, ob vom Himmel läutet.

Herz, du geliebtes, wildes, heißes,
Glaube du mir, daß ich dich verstehe;
Was dein Naturlaut will, ich weiß es,
Kenn' ich doch dein ewiges Wehe.

Weine dich aus und klag' und stöhne,
Such' dir ein Echo in meiner Brust;
Freue dich, daß die Deine noch töne,
Meine hat längst verstummen gemußt.

IX.

Wie lieb' ich es, wenn ich, im Wagen
Allein, ihr Halstuch umgeschlagen,
Im Mund die glimmende Cigarre,
Auf meine späte Freundin harre.

Es träumt sich hübsch in diesen Kissen,
Die auch von ihren Träumen wissen,
Hübsch schaukelt sich's auf diesen Federn,
In Seidenpolstern, Juchtenledern.

Zuweilen weht, vom Wind getragen,
Musik herunter in den Wagen,
Zuweilen hau'n der Rappen Hufe
Auf des Palastes breite Stufe.

Und wenn sie kommt, schon auf der Treppe
Erkenn' ich an der Hast die Schleppe,
Die Stimme, die, noch fern der Schwelle,
Wegschickt der Fackeln falsche Helle.

Den Tritt herab! Mit einem Satze
Mir an den Hals, die Tigerkatze!
Den Mantel fort! Mit süßem Zwange
Mir um den Leib, die Königsschlange!

Wie glüh'n vom Tanz ihr Stirn und Backen,
Wie marmorähnlich perlt ihr Nacken,
Wie fliegt ihr Athem, wie im Dunkeln
Die weißen Augen auf mir funkeln!

So durch der Straßen lichte Zeile
Hinauf, hinab mit Windeseile;
So in die Nacht, die mondenhelle,
Hinein, hinaus mit Zauberschnelle!

Wahrhaftig, mir ist oft zu Sinn,
Als führ' ich durch ein Mährchen hin;
Sie selbst, in Thränen und in Scherzen,
Liegt mir, ein Räthsel, auf dem Herzen.

X.

Sage mir, du Tochter einer heißen
Zone, meine wilde Wüstenschöne,
Meinst du noch, es liebten alle Weißen
Minder heiß als deines Landes Söhne?

Wie der Tropenwind aus deinem Süden
Strich mein Kuß durch deine Blumenglieder,
Und schon sinken sie, die liebesmüden,
Ueberwältigt und verschmachtend nieder.

Komm, daß meine Thräne sie erquicke,
Daß mein Hauch in ihre Gluten blase,
Daß ich ihnen Thau und Kühlung schicke,
Wie ein Baum, ein Quell in der Oase.

Doppelt, siehst du, ist des Nordens Liebe
Und wie keine and're stark und tüchtig:
Was sie heute beugt in wildem Triebe,
Hebt sie morgen wieder mild und züchtig.

Eu're Männer können nur begehren,
Mägde seid Ihr, wo sie Herren scheinen,
Während wir uns selbst im Weibe ehren
Und an ihrem Herzen kindlich weinen.

XI.

Kind, wolle mich nicht quälen
Mit altem Quark und Tand;
Was soll ich dir erzählen
Von meinem Vaterland?

Die deutschen Frau'n und Mädchen,
Die deutschen großen Herrn,
Die deutschen kleinen Städtchen:
Ich denk' daran nicht gern.

Sie treiben's wie ihr alle,
Sie treiben's so wie hier,
Die Feinen auf dem Balle,
Die Gemeinen bei dem Bier.

Sie lügen, sie krakelen,
Sie hassen bis auf's Blut,
Zum Morden oder Stehlen
Fehlt ihnen nur der Muth.

Sie brennen innewendig
Vor eitel Sündenlust,
Doch tragen sie verständig
Kein Spiegelchen auf der Brust.

Sie möchten gern und wagen's nicht,
Das heißt dann Recht und Pflicht;
Die denken können sagen's nicht,
Die Meisten denken nicht.

Das alles liegt schon lange
Weit hinter mir zum Glück,
Ich hange und ich bange
Auch nie danach zurück.

Sprich du von deiner Küste,
Von deinem blauen Meer,
Von deiner gelben Wüste:
O wer da drüben wär'!

Ich wünschte, wir zwei beide
Wir säßen dort zu Haus,
Du zögst dein Kleid von Seide,
Den schwarzen Frack ich aus.

Wir schliefen alle Tage,
Wir liebten alle Nacht;
Was sich der Mensch für Plage
Und ach! wofür sich macht!

Komm, reich' mir deine Hände,
Und geh's wie Gott gefällt!
Am Besten hätt's ein Ende
Mit uns und mit der Welt!

XII.

Vielbeschrieenes Myster der Liebe,
Räthselbild voll lächerlicher Tiefe!
Meinst du wirklich, unauflösbar bliebe
Diese längst gelöste Hieroglyphe?

Sind es denn nicht stets dieselben Züge,
Bald der Länge nach und bald der Quere,
Drum herum das Bischen bunte Lüge,
Drin die alte Lehre oder Leere?

Wenn du, übersättigt von Genüssen,
Einem neuen dich entgegendrängtest,
Und berauscht von eines Weibes Küssen
Sie begehrlich in die Arme zwängtest,

Wußtest du zuvor, sie kann nichts geben,
Als was andre Weiber schon dir gaben,
Was von ihr, trotz ihrem Widerstreben,
Andre Männer wohl empfangen haben.

Und wozu nun so viel Glutverschwendung,
Und warum die himmelhohen Flammen?
Fallen sie nicht bei derselben Wendung
Immerdar in Asche kalt zusammen?

Nimm das Ding nicht höher und nicht tiefer,
Als es werth ist. Ja doch, brich die Blume,
Aber kleb' nicht wie ein Ungeziefer
In des Kelchs gesprengtem Heiligthume!

Nur vorher kein Sehnen und kein Bangen,
Hinterdrein kein Gram und keine Reue;
Immer neu ist nichts als das Verlangen,
Die Erfüllung einmal nur das Neue.

Oder, willst du alte Lust neu würzen,
So versuch's, von der Erfahrung Zinne
Jählings, blind, kopfüber dich zu stürzen
In das aufgewühlte Meer der Sinne.

Das allein giebt Leben und Verjüngung,
Wenn die Wellen hoch zusammenschlagen
Und in unauflöslicher Umschlingung
Zwei entseelte Körper strandwärts tragen.

XIII.

Mitten in einer heißen Nacht
Bin ich an ihrer Seit' erwacht
Mit einem wunderbaren Grauen.
Ich hob mich auf, ich sah nach ihr:
Starr, leblos lag sie neben mir,
Schier wie ein Erzbild anzuschauen.

Sie schlief, die Glieder lind gelöst,
Von Decken und Gewand entblößt,
Die Arme schlaff herab im Schooße;
Des Augensternes weißen Glanz
Schloß das geschlitzte Lid nicht ganz,
So scheint durch Knospengrün die Rose.

Und aus dem Haar, das dicht und reich,
Dem Blatt der Tropenpflanze gleich,
Hierniederfloß bis auf die Hüfte,
Und aus des Munds halb offnem Kelch
Und aus des Busens Wogen welch'
Betäubend=heiße, fremde Düfte!

So, dacht' ich, schläft daheim bei ihr
In wilder Höhl' ein wildes Thier,
Das Löwenweibchen, die Hyäne;
Sie träumt von Beute: schau', sie streckt
Die Pranken aus, die Zunge leckt
Stachlicht und heiß die spitzen Zähne!

Lang saß ich, über sie gebeugt,
Das Auge von Begierde feucht
Und doch umflort von inn'rem Schrecken;
Da fiel daraus ein Tropfen warm
Und schwer auf ihren nackten Arm,
Das Bild aus Bronce aufzuwecken.

Sie war zur rechten Zeit erwacht,
Die Sommernacht so ganz gemacht
Zum Lieben oder auch — zum Morden.
In tiefster Seele fühlt' ich was,
Als sei aus Liebe plötzlich Haß,
Mordlust aus Liebeslust geworden.

Verwundert starrte sie mich an:
Aus meinen Augen brach und rann
Und stürzte ein Gewitterschauer,
Sie warf sich bang an meine Brust,
. . . .
. . . .

XIV.

Ich bin so müde; laß an deiner Seite
Mich nur ein Stündlein ruhn, ich bitte dich!
Wach' du bei mir, die dunklen Arme breite
Wie Palmenblätter schattend über mich!

Und nahet mir ein böser Traum, so fächle
Mir deine Hand die Mücke von der Stirn;
Mild und versöhnend wie das Mondlicht lächle
Dein Auge in mein brennend=heißes Hirn.

Sei still! Ich bin nicht krank, und meinen Kummer
Du kannst ihn jetzt nicht, kannst ihn nie verstehn;
Doch wirst du ruhig sein, hast du im Schlummer
Mich selbst beruhigt neben dir gesehn.

So gute Nacht! Nur schlafen, schlafen, schlafen!
Du weck' mich, wann es Zeit ist, daß ich geh'!
Der arme Schiffer! Heute noch im Hafen,
Und morgen auf und morgen in der See!

XV.

Früh Morgens, wenn ich mit wankendem Knie
Berauscht und taumelnd von ihr entflieh',
Aus dem Hinterpförtchen entlassen:
Umfangen, statt warmer Arme, mich bald
Ein grauer Garten, ein grauer Wald,
Und Westends schlafende Gassen.

Das ist noch ein Weg wohl stundenweit,
Durch die tiefe, tönende Einsamkeit,
Kein Mensch, kein Wagen zu sehen;
Auch lieb' ich es mit dem heißen Gesicht
Der frischen Luft, dem frischen Licht
Aufwachend entgegenzugehen.

Es schallt und hallt auf dem Pflaster von Stein
Mein Schritt, als käme noch wer hinterdrein,
An der Mauer huschen Gespenster.
Die Häuser stehen so leer, so schwer,
Kein Vögelchen regt sich, kein Busch im Square,
Kein Licht durch verhangene Fenster.

An einem Kirchhof muß ich vorbei
Mit Gräbern fremd und mancherlei,
Gelegen im mittelsten Leben:
An der Straße die schwarzen Kreuze stehn,
Die Todtenkränze im Winde wehn,
Die Bänder schweben und beben.

Da geschieht's mir, — ich weiß, es ist nur ein Wahn,
Doch packt er mit eisigen Fäusten mich an, —
Daß vorübergleitend ich meine:
Es sitze auf jenem weißen Stein
Mein liebes, seliges Mütterlein
Und blicke mich an und weine.

Wie warnend winkt mir die welke Hand,
„Hinweg,“ aus dem wehenden Leichengewand,
Ihr im Auge glaub' ich zu lesen;
Mit der weichen Stimme, die längst verstummt,
Der Frühhauch mir in die Ohren summt:
Ach, Franz, wo bist du gewesen?!

Es durchrieselt mich kalt, es durchrieselt mich heiß,
Ich nahe, die Schläfe gebadet in Schweiß,
Herzklopfend der Kirchhofsschwelle;
Dann verschwindet der Schatten, gewaltsam muß
Losreißen sich der gefesselte Fuß
Und enteilt dann mit doppelter Schnelle.

So komm' ich in Graus und Schauer nach Haus,
Da sieht es so wüst, so unheimlich aus,
Fremd grüßen mich meine Gemächer;
Ich taste nach Wasser, ich tappe nach Licht,
Ich werf' mich auf's Bett; gerade bricht
Das Morgenroth über die Dächer.

XVI.

Der Sommer glüht in gold'nen Aehren,
Und Zeit ist's, hohe Zeit zur Flucht.
Nicht Monden, Tage nur wird's währen,
So schwillt im Laub die reife Frucht.

Zu spät, zu weit für uns're Liebe
Ist solche Frist; sie sei ein Blatt,
Das einen Lenz in freiem Triebe
Doch keinen Herbst zu leben hat.

Der Winter soll es nicht verwehen,
Sein Grün nicht bleichen, seine Glut;
Wir wollen lieber frei gestehen:
Es ist genug und es ist gut.

Ein Thor, wer auch die Hefen schlürfte,
Weil er den Becher ausgeleert;
Wir wären, wenn's so enden dürfte,
Eines des And'ren nimmer werth.

Laß uns in Güte ziehn, in Frieden,
Noch können wir's, doch nicht mehr lang,
Durch uns'ren Willen eh'r geschieden,
Als durch Ermüdung oder Zwang.

Ein Traum, so denk', hat uns verbunden,
Er flieht, der Morgen taucht empor;
Du hast, was du gewollt, gefunden:
Ruhe, und ich wie stets verlor.

Und weine nicht und zag' und grolle,
Wie and'rer Weiber Sitte ist,
Sei bis zuletzt die Liebevolle,
Die du zuerst gewesen bist.

Geleite mich zu jenem Boote,
Das segelfertig drunten liegt,
Das mit dem nächsten Morgenrothe
Nach Osten, meiner Heimath, fliegt.

An Bord sei uns'rem Liebesbunde
Das Todtenopfer dargebracht;
Dort Hand in Hand, und Mund an Munde,
Und Herz auf Herz noch eine Nacht!

Hoch über uns des Himmels Bogen,
Tief unter uns das ew'ge Meer!
O stürzten wir in seine Wogen
Und er zertrümmert drüberher!

XVII.

Durch die Luke graut der Tag
In das nied're Schiffsgemach,
Werde wach!
Horch: schon zischt und dampft der Schlot,
Zweimal schon rief dein Pilot;
Zieh mit Gott!

Reich' die Hand zum Scheidegruß,
Auf den dunklen, süßen Fuß
Noch ein Kuß!
Sieh mich stark, den Schwachen, an;
Wenn zum Weib ich werden kann,
Sei du Mann!

Los der Kahn; im Augenblick
Trägt er dich an's Land zurück
Und mein Glück.
Bitte, mit dem Tüchlein weh',
Bis ich dich zum Letzten seh',
Dein Ade!

Ich gen Ost und du gen West;
Doch wer weiß wie nah der Rest?
Herz, halt' fest!
Schau, die See geht dumpf und hohl,
Gutes Omen und Symbol:
Lebe wohl!

XVIII.

Verschwunden ist sie sammt dem Strand
Und sammt dem Land, wo ich sie fand;
Es dehnt sich vor mir grau und schwer
Das weite, wilde, wüste Meer.

Hinein, mein Schiff, in deinen Kampf,
Dich treiben Sturm und Flut und Dampf;
Hinein in deinen Kampf, mein Herz,
Treibt dich auch nichts als nur ein Schmerz!

Und wo ich lande, wie und wann,
Bei Gott, es ficht mich nimmer an;
Gehüllt in meinen Mantel streck'
Ich starr mich nieder auf's Verdeck.

Mag über mich der Westwind wehn,
Mag über mich die Welle gehn;
Vielleicht, daß er mein Weinen kühlt,
Daß sie mein Herzleid von mir spühlt.

O wär' die Thräne nur so groß,
Daß ich versänk' in ihren Schooß;
O wär' das Herzleid nur so schwer,
Daß es mich niederriß in's Meer!

Verwünschte See= und Lebens=Fahrt,
Wozu sie mich noch wahrt und spart?
Die And'ren brechen. Ich allein
Kann nicht einmal mehr seekrank sein.

XIX.

Ich war ein Thor, daß ich sie ließ,
Daß ich sie zornig von mir stieß,
Da sie mich flehentlich umklammerte
Und „Bleibe" mir zu Füßen jammerte.

Wenn uns der Zufall auch vereint,
Sie hat's doch treu mit mir gemeint,
Zuletzt im Ernst, zuerst im Spiele,
Nicht umgekehrt, wie schon so viele.

Und war's ein Traum, den wir geträumt,
Was hab' ich nicht im Schlaf gesäumt,
Warum nicht den entzückungsvollen
Zum Ende schlafen, träumen wollen?

Das aber ist mein altes Loos,
Das blindlings und erbarmungslos
Ich in die eig'nen Freuden greife
Und sie als Blüthen niederstreife.

Sie liebte mich, das holde Weib,
Mein war sie, ganz, an Seel' und Leib,
Es war in Glut und Blut der Sinne
Getauft, gehärtet uns're Minne.

Sie hat nicht, wie die And'ren oft,
Auf mich gerechnet und gehofft,
Sie liebte mich um meinetwillen,
Und nicht um Weiber=Zweck' und Grillen.

So dunkel wie ihr Antlitz war,
So hell ihr Herz, so treu, so klar,
Es deckten ihre braunen Züge
Wohl manchen Fehl, doch keine Lüge.

Du liebes, süßes, gutes Kind,
Nun erst, da wir geschieden sind,
Auf ewig, wie wir uns geschworen,
Nun weiß ich erst was ich verloren.

Nun fahr' ich einsam wie zuvor,
Ein müder, abgehetzter Thor,
Wie ein Komet durch zahme Sterne,
Ziellos und rastlos in die Ferne.

Und manche Nacht, die ohne Kuß
Ich nun allein durchwachen muß,
Weint auf mein fremdes Ruhekissen
Die Sehnsucht oder das Gewissen.

O du, wo du auch weilst und bist,
Was auch dein Loos geworden ist,
Erscheine mir, zu Trost und Strafe,
Ein einzig' Mal im Traum, im Schlafe!

Laß mich mit wollustvollem Grau'n
Die theu'ren Züge wiederschau'n,
Das holde Aug', das langgeschlitzte,
Das mir so oft entgegenblitzte,

Die Marmorstirn, der Wangen Sammt,
Worauf so mancher Kuß geflammt,
Der dunklen Glieder Pracht und Fülle,
Die mein war sonder Zwang und Hülle!

Dann weiß ich, daß du mir vergiebst,
Daß du mein denkest, mich noch liebst,
Dann kann ich mit dem theu'ren Schatten,
Selig im Traum, noch eins mich gatten!

XX.

Der Himmel weiß, wie ich nach Amsterdam
Und wie zu Amsterdam in's Treibhaus kam.

War viel Besuch von Herrn und Damen da,
Der sich das fremde, bunte Kraut besah.

Und eine Glut, ein Dunst, ein Duft, ein Schrei'n,
Französch und Deutsch, die Pflanzen gar Latein.

Zufällig streift' mir ein Gewächs die Hand,
Das, fern den übrigen, im Winkel stand.

Da ich's berühre, quillt mir ein Geruch
Entgegen wie aus einem Leichentuch.

Mir schwindelt. Wie ein Schlag, ich weiß nicht wie,
Gemahnt es mich an sie, an sie, an sie — ! —

Bei Gott, so war's! Ich kenn' die Staude nicht;
Der Gärtnerbursche, den ich frage, spricht:

„Lotos Communis; kommt von Hindostan,
Ward im April gesetzt und ging nicht an."

Todt war sie, todt. Aus Kelch und Blättern schon
Der fremde, schöne, heiße Geist entflohn.

Ich beugte wie auf ein geliebtes Grab
Auf die verlaß'ne Scherbe mich hinab.

Mein Auge weinte in das fahle Laub
So bang, so schwer wie in geliebten Staub.

Und meine Lippe küßte abgewandt
Das Blatt wie eine liebe Leichenhand.

Verwundert sah'n die Anderen auf mich,
Sie zischelten, sie winkten unter sich.

Mir schien's, als hätten sie mich ausgelacht:
Sie wußten viel, was ich gethan, gedacht!

Nach diesem Gedicht haben wir von den andern nichts mehr zu sagen, die unter der Rubrik „Heimkehr" zu finden sind. —

Die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" sind, wie alle jener Periode und jener Dichtungsart angehörenden Producte, schnell vorübergegangen, man weiß nichts mehr von ihnen. Uebrigens gehörten diese Dingelstedtschen Gedichte unbedingt den bessern in der politischen Poesie an, sie kamen der Satyre Heine's am nächsten und waren wenigstens zumeist in schöne Form gekleidet.

Die vor Kurzem von Dingelstedt veröffentlichte neue Sammlung Zeitgedichte unter dem Namen „Nacht und Morgen" dürfte sich weniger Beifall und günstiges Urtheil erworben haben. Es wäre unbedingt besser gewesen, wenn der Dichter diese Verse nicht in Druck gegeben hätte.

— — — — —

Wir haben oben bereits die Vorzüge angedeutet, welche Dingelstedts Novellen in ziemlichem Maaße an sich tragen. Man kann nicht eben von ihm rühmen,

daß er ein überraschendes Erfindungs- und Compositionstalent gezeigt habe, im Gegentheil sind Dingelstedts Novellen zumeist sehr einfach construirt, und gewinnen das Interesse des Lesers nur durch die Eleganz, die Leichtigkeit des Styls. Mit dem von uns oben bereits als sein bestes Werk in Prosa bezeichneten Romane „Unter der Erde" ist es etwas anderes, hier ist der Stoff ein eigenthümlicher, die Composition ist kühn, spannend, kurz und gut, der Roman hat alle Ingredienzien, die ihn zu einem recht interessanten Roman machen.

Wie absonderlich übrigens der Verfasser seine Aufgabe auffaßt, den dauernden Conflikt in der sogenannten höheren Gesellschaft zu schildern, davon möge ein Bruchstück des Romans Zeugniß ablegen. Zum bessern Verständniß wiederholen wir, daß Felix sich seiner angesehenen Stellung in der höheren Gesellschaft mit allen ihren Vorzügen entschlagen hat — er ist schwer getäuscht worden, sein Gemüth ist durch und durch zerrissen, er will für seine bisherigen Verhältnisse völlig todt sein, flüchtet sich in ein Gebirgsdorf, wird Bergmann, und lernt da die Tochter des Obersteigers kennen, die ihn liebt, ohne daß er anfangs diese Neigung erwiedert. Das nachfolgende Bruchstück, ein Brief des Geflüchteten an den einzigen treuen Freund aus

der vornehmen Welt, mit dem er noch in Verbindung steht, erzählt die Umwandlung dieser anfänglichen Gleichgültigkeit in die heftigste Zuneigung. Unsere Leser finden das Bruchstück hier abgedruckt.

Felix an Eckart.

Du wunderst Dich, lange nichts von mir gehört zu haben? Deine Liebe ängstigt sich in vergeblichen Sorgen um mich? Eckart, was soll ich Dir sagen? Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch und Korrespondent, ich schreibe Dir nicht, — „weil mir's gut geht!"

So sind sie alle!

Nun bin ich über ein Jahr in Mariastein. Mein Leben ist vollständig geworden, Liebe, Heimath, Beruf geben ihm einen festen Halt, einen sicheren Zweck. Aus diesen Kreisen mag ich nicht einmal in Gedanken heraustreten, und daher kann es rühren, daß Du seit dem Winter keine Zeile von mir sahest. Meinetwegen glaube auch, ich hätte Dein Urtheil und Deine Moral gefürchtet. Nur für leichtsinnig sollst Du mich nicht halten, nicht denken, ich hätte in meiner jetzigen Exi-

stenz mich nur eingesponnen, um sie gewaltsam wieder zu zerreißen, sobald sie ausgelebt und des Reizes der Neuheit entkleidet sei. Früher habe ich selbst nicht an die Wahrheit und Stätigkeit meiner Gefühls- oder Willens-Richtungen geglaubt; um so beseligender ist das Gefühl, in dem ich mich jetzt wiege: Du stehst am Ziele; Deine Barke ruht im Hafen, kein Sturm kann sie wieder hinauswerfen, sie ist gerettet. Ich gebe Dir eine vollgiltige Bürgschaft für dieß Bewußtsein: ich kann ohne Schauder an dem Kirchhofe vorübergehen und mir denken, in dem Schatten der Weide, die Deiner Brüder Grab umflüstert, wird einst auch das Deinige liegen. Wahrlich, die Aussöhnung mit dem Tode ist der beste, vielleicht der einzige Beweis, daß wir unsere Lebensaufgabe als erfüllt, unser Herz für befriedigt anerkennen.

Thor, der ich war, mit allerlei geschraubten Empfindungen, mit Skrupeln und Besorgnissen, die nur gemacht waren, nur äußere Bezüge trafen, gegen eine Neigung kämpfen zu wollen, die jetzt den Schwerpunkt meines Lebens abgiebt. Mein Gewissen oder der kaltraisonnirende Verstand thürmte Berge zwischen mir und einem mir wahlverwandten Wesen auf, allein die Anziehungskraft, die eine wahre Liebe, eine Leidenschaft, nur ohne die unruhige und gewaltsame Erscheinung

einer solchen, besitzt, führte sie und mich trotz aller Hindernisse zusammen.

Ja, Eckart, wir sind nun Eins, Dorothea und ich. Du mußt aber an unsere Verbindung nicht die Maßstäbe Deines Lebens, nicht Deine Erfahrungen und Ansichten legen; davor hält sie nicht Stich. Glaube, daß eben so wenig nur Schwärmerei und wieder Schwärmerei der Grundzug oder das Motiv derselben sei. Du meintest einmal, das Bedürfniß zu lieben habe mich irre geführt und sich einen Gegenstand geschaffen, faute de meilleure, wie ihn die Umgebungen eben darboten, ihm Vorzüge geliehen, die er nicht besessen, und in mir Empfindungen erweckt, mehr durch eine selbstthätige Anregung, als durch äußeren Impuls. Ich gab Dir damals stillschweigend Recht. Allein Du wirst Dich erinnern, meine vorigen Mittheilungen enthielten wenig von dem Mädchen, geflissentlich stellte ich sie in eine gewisse indifferente, objektive Ferne und zerriß, Du weißt, auf welche verletzende Weise einmal, alle Beziehung seiner zu mir, so lange eine Pflicht mir es nothwendig machte, sie als Eigenthum eines Anderen anzusehen. Mit Hasens Tod fiel diese Pflicht weg. Er räumte zwischen Dorothea und mir auf, sein Gespenst hat niemals in unserem Wege gestanden, es ist vielmehr, als ob das versöhnende Licht des Todes

seinen Schatten uns verklärte und ihn als den Mittler unserer Liebe über uns schwebend zeigte.

Nenne mich nicht überschwänglich. Ich bin es nicht. Wer so manche Phasen der Liebe durchwandert hat, an ihren Täuschungen und Verlusten verblutete, an ihren Genüssen bis zur Uebersättigung schwelgte, und noch mehr, wer gegen sein eigenes Seelenleben und gegen seine Empfindung die mißtrauische Waffe einer kritischen Selbstüberwachung kehrte, der ist wohl gegen die Ueberraschungen und die Illusionen einer späten Neigung sicher gestellt. Aber die Wahrheit hat auch in der Liebe eine so durchdringende, allmächtige Gewalt, daß ihr nicht widerstanden wird. In dem Augenblicke, wo Du —, entweder nach allmähligen Eindrücken, oder durch die blitzschnelle Offenbarung eines jener heiligen Bekehrungs-Momente, deren jedes Leben zählt, — tief-inne wirst, daß ein Herz Dich liebt, wahrhaft liebt, in dem Augenblicke giebst Du Dich auch auf ewig an dasselbe gefangen, gleichviel ob Du in alten Fesseln, in verwelkten Träumen und Irrthümern noch bestrickt bist. Ich erkenne darin ein ewiges Naturgebot über das keine Berufung: die wahre Liebe hat eine unwiderstehliche Reziprozität, die unmittelbar wirkt, nenn' es magnetisch, polarisch, elektrisch, wie Du willst. Ein fester Wille des Einen zieht den Andern gewalt-

sam an, und in dem Vereinigungsprozesse zweier wahlverwandter Naturen wird alles Fremdartige, Störsame, Außerwesentliche ausgestoßen und zu Boden geschlagen.

Freilich fasse ich unter diesem Gesichtspunkte nicht Euere kleinen, galanten Spiele der Neigung, nicht die Liebe in der Gesellschaft mit ihren Wechseln und Erscheinungen der Minute; für sie wird ein solches Naturgesetz eben so wenig anwendbar sein, als jedes andere. Emanzipirt, wie ihr seid, von der Natur, steht ihr auch nicht mehr unter ihren urthümlichen Satzungen. Ihr habt Euch, konform Eu'rer Umbildung und dem heutigen Zustande der Welt, aus ihren Stoffen und Bezügen eine eigene Liebe gebildet, eine besondere Espèce von Herz, ein tragbares, bequemes Ding in Taschenformat, das eine Dame in die Falten ihrer Aermel leicht verstecken kann. Das setzt ihr nun durch allerlei künstliche Federn in Bewegung, und eine dieser Federn beliebt es Euch „Liebe" zu nennen, weil sie auf geschlechtlichen Verhältnissen läuft und wirkt. Ihr liebt in Euerer Art recht gut, recht warm, recht treu meinetwegen, — allein, armer Mann! glaube um deßwillen nicht, daß das eigentlich L i e b e ist, so wenig ihr Licht als ihr Schatten. Der Baron X wird sich mit dem Grafen Y

schießen, weil dieser seiner Frau — Du weißt schon. Geschieht das aus Eifersucht? Setzt der Baron sein kostbar' Leben auf das Spiel, weil er die Baronin liebt? Gott bewahre, weil seine Ehre durch einen éclat vor der Welt gekränkt wurde, weil ihm die öffentliche Meinung die Waffe tyrannisch in die zitternde Hand drückte, nicht die Leidenschaft, nicht die Eifersucht, die an sich auch ihre Größe und ihre Poësie hat. Herr von Z. trägt seine Gemahlin auf den Händen, er ist das Muster eines zärtlichen Gatten, ein Anbeter noch über die Flitterwochen hinaus. Liebt er sie? Gott behüte sein Gehirn vor einer Liebe; seine Eitelkeit ist geschmeichelt, weil er die anerkannt schönste Frau in der letzten Saison vorgestellt hat als die seinige; er schont sie, er hätschelt sie, er vergöttert sie, — nein, sich in ihr. Er beklebt das Idol seiner Eigenliebe mit der Folie eines Glanzes, der nur auf ihn zurückstrahlen muß.

Dankt Gott, daß es so ist! Bittet ihn nicht, daß in Euere Kreise einmal eine wirkliche Liebe, eine große Leidenschaft, eine gigantische Natur trete, Ihr würdet ihren Anblick eben so wenig ertragen können, als Semele den unverhüllten Zeus. Zuweilen fährt durch Euere Seelen eine Ahnung, in der Nähe fühlt Ihr wie im Traume das Schreiten und Weben einer un-

bekannten Kraft, Ihr erwacht, verwundert, daß Trümmer Euch umgeben, ein gestörter Haushalt, ein Selbstmord, ein vernichteter Ruf, ein Wahnsinn jagt Euch das Blut aus den Wangen; fallt nieder auf Euer Angesicht: es war die Liebe, ja die Liebe, die an Euch vorüberwandelte, die einen Strahl ihres himmlischen Lichtes, der zum Blitze wird in Euerem Dunstkreise, in ein Herz schleuderte, das sich unglücklicher Weise in Euere Säle verirrte.

Zweifelst Du, daß es wirklich eine solche Liebe gebe? Du lästerst Gott, wenn Du es thust. Und glaube mir, sie hat ihre Kriterien, daran die Auserwählten erkennen, daß sie es ist, nicht eine ihrer nachgepfuschten, jämmerlichen Afterbildungen, die sich ihnen offenbaren will. Ich bin entzückt, trunken, voll des innigen Wahnes: sie liebt Dich, heimgegangen von mancher Kokette, die mir jeden Kuß, jede Gunst nach finanziellen Operationsplänen zumaß, aber der Wahn ist zerronnen, wenn ich den Muth hatte, mein Herz zu fragen, statt meine Sinne oder meine Eitelkeit. Das heilige Liebes-Bewußtsein, jene Gewißheit und Besitzes-Freude der Seligen, womit Du in den Armen eines Weibes wie in einem Himmel ruhst, das giebt nur eine rechte Liebe, eine wahre, eine natürliche. Es ist eben so fest und so klar, es lügt Dir eben so wenig,

als die unbeschreibliche Empfindung, mit der Du an einem Frühlings-Morgen Deines physischen Daseins in jedem Pulsschlage Deiner schwellenden Adern Dir bewußt wirst. Es ist eine neue Emanazion des Lebens, von der manche Menschen in dem ihrigen nichts gewahren, eine besondere Welt für sich, unabhängig von der äußeren, zufälligen, ein zweites, potenzirtes Dasein, das von uns unbekannten Kräften getragen wird, mehr als Somnambulismus, als magnetischer Schlaf, aber wie diese ein Myster der Natur, an dem Spötter und Ungläubige mit ihrem armseligen Stolze ahnungslos vorüberrauschen, während der Erlesene, des nahen Gottes voll, sich niederwirft und im Staube anbetet.

Mir ist ein solches Bewußtsein zum ersten Male aufgegangen in den Stunden des werdenden Wunders, in den Stunden, da Dorothea's Liebe mir offenbar wurde. Was lieben heißt, habe ich gewußt, nicht was das Geliebt-werden bedeutet. Mich hat vor Dorothea nur Eine geliebt und ihre Neigung konnte nicht zu mir dringen, weil ihr Geist durch die Kraft derselben umgestoßen und verwirrt wurde. Dorothea liebt mich, sie ist die Erste, die Einzige, von der ich jenes Bewußtsein hinnehme wie einen neuen Glauben und ihre Liebe wie ein göttliches Gnadengeschenk, obwohl

sie mir damit entgegenkam. That die Barmherzigkeit Gottes mit dem Wunder ihrer Liebe, mit der Welt-Erlösung, nicht eben so?

Es bedurfte nur jenes Bewußtseins, um mich auf den rechten Weg zu führen. Ich mußte sie lieben. Ein Anderes und Weiteres sah ich im Anfange nicht. Es war und ist auch im Grunde gleichgiltig. Liebe, so aufgefaßt und behandelt, wie hier, tritt durch sich selbst nicht nur aus allen Schranken der Gesellschaft, sondern auch aus jeder Gerichtsbarkeit, bürgerlicher, sittlicher, menschlicher, heraus. Sie ist ja ein erhöhtes Dasein, das der Moralität und des Rechtes nicht bedarf, um zu imponiren und sich geltend zu machen, sie giebt sich ihre eigenen Gesetze und schafft sich selbst beliebig ihre rechte Form. Aber, diesen hohen Gesichtspunkt sogar fallen lassend, kann ich nichts finden, was an der Verwirklichung einer äußern Verbindung zwischen mir und Dorothea hinderte. Deine Stirn mag sich immerhin umwölken, Freund, ich muß Dir dennoch gerade heraus erklären: durch jene alten Fesseln, seien sie noch so fest geschmiedet nach Eueren Begriffen, achte ich mich jetzt nicht mehr gebunden.

Erschrick nicht! Von einer Heirath ist hier zunächst keine Rede, obwohl ich den Gedanken daran keineswegs abweisen will. Unsere Liebe sucht diese

Form noch nicht; wird sie ihr ein Bedürfniß, oder erheischen äußere Umstände dieselbe, so stehe ich keinen Augenblick an, sie vor dem Altar die Meine zu nennen. Ich fürchte nicht, einen Meineid damit vor Gottes Thron zu wälzen; mein ehemaliges Gelübde ist auf doppelte Weise von mir genommen, durch ihren Verrath, durch meine Flucht. Ich darf mich als abgeschieden, als bürgerlich todt betrachten; eine neue Existenz soll durch die Bedingungen und Hemmnisse der alten nicht verwirrt werden, ich war frei und begebe mich dieser Freiheit aus eigener, selbstthätiger Wahl. Daß ich dabei Eu're Form, Euer Sakrament nicht als bindend anerkenne, glaube ich vor mir rechtfertigen zu können. Ein Gottesverächter bin ich nicht, kein Freigeist und neumodischer Philosoph, allein über das Grab hinaus reichen ja jene Bande nicht, und ich bin begraben.

Deine Theilnahme fragt nach Begebenheiten? Du willst — ähnlich der unbequemen Mehrzahl der großen „Leser" par excellence — Fakten haben, willst wissen, durch welche Katastrophen die Liebe zum eigentlichen Durchbruch gekommen sei? Siehst Du, ich gerathe, einem solchen Verlangen gegenüber, in Verlegenheit; das hat sich Alles so natürlich gemacht, so einfach unscheinbar, so nothwendig, daß es kaum an einem äuße-

ren Faden aufzureihen und zu entwickeln ist. Wie ein nach und nach erblühter Frühling stand es auf einmal reif und fertig da, und doch um deßwillen nicht minder überraschend, nicht kärglicher beseligend, weil es allmählig geworden war. Ich frage mich nicht mehr, warum ich dieses Weib liebe, sondern warum ich es nicht vom ersten Augenblick an, da es über den Gartenzaun mir seinen schüchternen Gruß entbot, geliebt habe?

Die Wintermonate sind langsam über uns hingegangen. In ihnen entkeimte eben unsere Liebe zur Gegenseitigkeit. Die Arbeit stand still, weil in der Grube erst die Folgen der Zerstörung ausgeglichen werden mußten, ehe wir unser Werk wieder beginnen konnten. So kam es, daß ich öfter als sonst Dorothea sah; der Alte hatte mich lieb und mochte mich gern um sich haben, sie ging still aus und ein, mich nicht weiter anregend, mich nicht zurückhaltend, ruhig wie immer. Wenn ich erzählte, hing ihr Auge mit einer stäten Aufmerksamkeit an mir, war ich verstimmt oder der Vater mislaunig, so ging sie uns still aus dem Wege, bis wir an uns gegenseitig die Härten und Ecken unserer Aergernisse abgerieben hatten. Es war etwas so ächt Weibliches, so Bewußtes in jeder, Bewegung, das ganze Wesen, inneres und äußeres

stimmte so vollkommen und schön überein, daß nichts Fremdes in sie eindringen und auf sie wirken konnte, das sie nicht sogleich auf ihre Weise aufgenommen und gestaltet hätte.

Wie theuer, wie unentbehrlich sie mir geworden war, fühlte ich erst, als die Arbeiten „vor Ort" ihren Wiederanfang nahmen. Ihr Bild begleitete mich in die stumme, dunkle Einsamkeit meines Ganges, und bald war es mir zum Bedürfniß geworden, Morgens und Abends erst einmal an ihrem Hause vorüberzugehen, wiewohl mein nächster Weg mich anders führte, um, ehe ich auf den Fahrtsprossen herniederstieg unter die Erde, oder auf den Traumsprossen eines frühen Schlafes hinauf in den Himmel, einen Blick in die blauen Augen meines Mädchens zu werfen. Und wenn sie dann, die liebe, schlanke, biegsame Gestalt, hinter den thauenden Scheiben stand, ihre weibliche Arbeit zur Hand, das Haupt ein wenig auf die Seite geneigt, oder singend über die enge Hausflur schritt, oder vom oberen Fenster lächelnd in den frostigen Morgen hinunternickte, siehst Du, Eckard, da ward in meinem Herzen ein so unnennbar süßes Gefühl von Befriedigung und Erfüllung wach, daß ich getrost, freudig, mit einer unbestimmten Hoffnung sogar meine Straße hinschritt. Ich hatte Döreken gesehen,

nun konnte mir nichts Leides mehr am Tage begegnen. Döreken hat mir gute Nacht gesagt, nun konnten meine Träume nur rosige sein.

Lache mich aus, wenn Du das Herz dazu hast. Ich erschien mir ja selbst in kühlen oder trüben Augenblicken, wo ich mich eigensinnig und widerspänstig von der Lichtseite meines Lebens abkehrte, albern genug: ein Kerl von dreißig Jahren schwärmt wie ein Jüngling, ein Lebensmüder für ein Kind, ein „Privilegirter“ für ein Landmädchen. Ich habe mich selber schätzen und bewundern lernen über diese Liebesfähigkeit. Wie oft schaltet Ihr mich einen Egoisten, einen Träumer, einen stolzen, hochfahrenden Fantasten! Nein, Eckart, ich bin es nicht. Ein Herz, was mit solchen Wund- und Brand-Mälern noch von einer unerschöpflichen Lebens- und Liebesquelle so überfließen kann, das kann kein egoistisches, kein verträumtes sein. Mein Zutrauen zu mir, mein Muth für die Zukunft, meine moralische Kraft wuchs, je inniger ich des Segens meiner Liebe bewußt ward.

An einem Frühlingsmorgen — es war die Jahresfeier meiner Ankunft, ein Sonntag — brach die Knospe zuerst auf und wagte sehnend und verschämt dem jungen Lichte die keusche Brust zuzuwenden. Unter den Gräbern geschah es. Sie bepflanzte nach

dem gemeinschaftlichen Kirchgange Hasens Gruft mit Frühlingsblumen, der Alte saß im Wirthshaus, ich fand mich zu ihr. Der Kirchhof lag so still und sonnig da, die ersten grünen Zweige nickten auf die lenzschwangere Todten-Erde hinab, und Dorothea streute ihren heiligen Samen andächtig und in sich gekehrt in die lockeren, duftenden Schollen. Da legte ich, leise herantretend, meinen Arm um ihren Leib. Heute vor einem Jahre, sagte ich, ... —

Nein, Du sollst nichts von jener Minute wissen. Vergieb mein Getreuer, nicht aus Mistrauen in Dich schweige ich, sondern weil mich selbst eine unerklärliche Scheu zurückhält, den Vorhang von dem Augenblicke hinwegzuziehen. Genug, wir fanden uns, Arm in Arm, wieder, und ihre Lippe flüsterte, dicht an mein Herz gepreßt: „O Du, — nun weiß ich es ja!“

Mein Wille war, es sollte seit der allerheiligsten Minute nichts in unseren gegenseitigen Beziehungen geändert werden. Ich hatte nicht bedacht, daß bei aller Erhebung des Gefühles die Sinne immer menschlich-wirksam bleiben und sich nicht so leicht gefangen geben an die Macht eines kühlen Vorsatzes, wenn das neue Leben der Liebe und des Mais auch sie mit einem neuen Feuer tauft. Auch gestaltete sich in unseren inneren Beziehungen manches auf eine mich sehr

überraschende Weise. Du kannst Dir Dorothea unmöglich nach Allem, was Du von ihr gehört hast, wie eine Daphne im Strohhut und mit dem Rechen in der Hand denken. Ja, sie ist eine idyllische Persönlichkeit durch und durch, aber keine wie sie Geßner oder Voß oder Eberhard in zweifelhafte Hexameter einrahmen; willst Du ein Litteraturgleichniß für ein ganz illitteräriſches Wesen, so nimm Göthe's gleichnamige Figur, an die ich zu tausend Malen neben ihr gedacht habe, auch ehe sie mir so nahe gerückt wurde. Sie besitzt einen sehr gesunden, klaren Verstand, der aber von der derb-praktischen Richtung, worin er in ihrer Sphäre gewöhnlich verduftet, abgelenkt worden ist durch eine angeborene Weichheit des Gefühles und ein beschauliches, von den nächsten Umgebungen gern einwärts flüchtendes Gemüthsleben, welches der frühe Tod einer trefflichen Mutter, die Stille des väterlichen Hauses und der ganzen Scene, und die wirklich rührende Liebe des Alten zu ihr noch mehr genährt und vergeistigt haben. Ich kam diesem an tausend geheimen Bedürfnissen und unverstandenen Wünschen krankenden Gemüthe mit meiner Erfahrung und mit meiner Philosophie des Herzens entgegen, und dies stellte sie in eine gewisse kindliche Abhängigkeit von mir, die ja auch

unseren übrigen Verhältnissen nach nur natürlich war und von mir früher eher begünstigt, als verwischt wurde. Jetzt ist jede Spur eines solchen Verhältnisses geschwunden, nicht bloß, weil Dorothea's Geist mir ebenbürtig geworden ist, sondern vielmehr, weil ich als Liebender, als Geliebter ihr zu Füßen sitze. Ich habe dieses wunderbare Geheimniß der Natur hier auf's Neue belauscht. Warum stellt es den Mann unter das Weib, sobald eine Liebe beide verbindet, habe er auch sonst in jedem inneren und äußeren Vorzug des Lebens eine entschiedene Erhabenheit über sie? Klärchen kniet vor ihrem Helden, aber nur im Spiele; wo der Ernst ihrer Liebe eintritt, beugt Egmont sein Haupt vor ihr und bittet, daß ihm gegeben werde. Faust's Gelehrsamkeit läßt sich nicht zu Gretchen herab, sie erscheint klein und flehend vor ihr, vor dem naiven, harmlosen, demüthigen Kinde. Und so überall. Sage mir, was ist das?!

Du weißt nun Alles. Ich bin glücklich. Du kennst meine Gegenwart, und meine Zukunft kann nur von ihr bestimmt werden, wie ja auch meine Vergangenheit in ihr versöhnt aufgeht. Deinem Sinne nach habe ich etwas Wichtiges und Wesentliches nicht erzählt, weil es eben für mich und für unsere Liebe nur ein Zufälliges ist. Dennoch sollst du es erfahren,

damit Du später nicht meinst, ich habe es Dir aus Schuldbewußtsein verschwiegen. Dorothea ist mein, ganz mein, — sie hat mir nichts Höheres mehr zu gewähren, als was sie bereits gab. Ihr brecht den Stab über eine solche Beziehung in der großen Welt auch nicht mehr; man zuckt die Achseln, man lächelt, man drückt ein Auge zu. Zum Teufel, Eckart, davon ist hier keine Rede. Meine Liebe soll mir sein können, was sie will, ohne daß irgend jemand scheel dazu sehen darf. Wir lieben uns ja.

Vor wenig Wochen gab sie sich mir ganz hin, empfing ich sie ganz, an einem Tage, der als äußere Anregung — pfui, daß man einer solchen immer noch gedenken muß! — das große Fest der „Knappschaft" im Dorfe brachte. Ich geleitete sie heim, wir beide waren heiter gestimmt, auch unruhiger, als gewöhnlich. Der Vater folgte nicht gleich, errathe den Rest.

Ich schreibe keinen galanten Roman; nimm es also nicht für sinnliche Lüsternheit, wenn ich Dir gestehe, daß mich noch niemals ein Weib mit dieser Innigkeit, dieser schmelzenden Hingabe umarmt hat, wie das Kind, wie Dorothea. Ihre Sinnlichkeit war der gesunde Duft einer naturgemäß erblühten Blume; er berauschte und betäubte mich nicht, er versetzte mich in einen bis dahin unbekannten Zustand des Ge-

nießens, der heiligsten Durchdringung geistigen und körperlichen Reizes. Ich verlangte nicht roh und stürmisch, sie wehrte nicht und gewährte nicht unweiblich; wir kamen uns eben so vollständig und gleichmäßig entgegen, daß die Körper nur demselben Gesetze zu folgen schienen, wie die Seelen. Es war der erste reine Koinzidenz-Punkt rein-sinnlicher und tief-geistiger Neigung, den ich im Leben empfunden habe.

Nichts von unserem Erwachen! Eine glühende Röthe, das Abendroth einer göttlich-schönen Stunde, brennt noch jetzt über meine Wangen, wenn ich daran gedenke; weder Scham noch Begier entzündet sie, nein, die dankbarste, seligste Liebe, welche in ihr ihre würdigste Brautfackel lodern sieht. Du irrst, wolltest Du Dorothea Dir verändert, durch eine solche Katastrophe umgeschaffen denken. Wohl glühte sie in süß-jungfräulicher Befangenheit, als ich sie zum ersten Mal seit unserm letzten Begegnen wieder sah; allein in diesem Erglühen war kein peinlicher Funke von Reue, von gezierter Sprödsamkeit, von verlegenem Pathos. Weinend und stumm ruhete sie eine lange Weile an meiner Brust; dann küßte sie mich auf's Herz, richtete sich langsam auf und sagte, ihre Thränen abtrocknend, mit einem unbeschreiblichen Blick aus ihren

blauen Augen: Wem hätt' ich es denn anders geben dürfen, als Dir? Wir waren ja lange Eines!

Hättest Du sie in dem Augenblicke gesehen, Du wärest wie ich dieser Heldin der Liebe zu Füßen gefallen, um den Saum ihres Gewandes in Demuth mit Deinen Lippen zu streifen. Soll ich Dir erst versichern, was sie mir seit jener Stunde ist? Und wie ich sie niemals höher, heiliger gehalten habe, als jetzt?

Glaube mir, Eckart, einige Weiber wie dieses ruinirten Eu're Gesellschaft. Wo fändet Ihr noch ein Opfer, wie solches, und dabei eine so großartige Freudigkeit nach demselben, die, weit entfernt, unweiblich und abstoßend zu sein, jenem erst die rechte Weihe geben? Dieses Herz, diese Seele, dieses Leben sind eitel Liebe für mich; ich gebiete despotisch über sie und liege dabei doch sklavisch in ihren sanften Fesseln. Sie würde mir niemals abschlagen, was sie mir einmal gewährt hat, wenn ich bäte; allein ich bitte eben nicht, weil mir eine heilige Scheu alle Wünsche und Sinnesneigungen seit ihrer höchsten Erfüllung züchtig verschleiert hält.

Zweifelst Du noch an meiner Liebe, an meinem Glücke, an meiner Zukunft? Mann, gehe hin, umarme Deine treue Elisabeth, drücke in die blonden

Locken Deines Erstgeborenen einen väterlichen Kuß, und dann erst sage: Er hat doch Recht. Ja, ich habe. Und jetzt verstehe ich erst, was Du sagen wolltest, wenn Du einst, Deinen Knaben auf den Knieen, mit einem seltsamen Mitleiden in meinen Jubel hineinblicktest, der damals vor einem falschen Götzen seine Freudenfeuer abbrannte, und zu mir sprachst: Das Beste kennst Du doch nicht! Nein, mein Getreuer, ich kannte es nicht, allein ein guter Engel ließ mich es finden, ich weiß nun, was eine Zukunft in Liebe und Familie und seliger Beschränkung bedeutet. Preise mich glücklich: o ich bin es ja, mehr, als Du zu begreifen vermagst, mehr, als ich es jemals verdient, geahnt, geträumt habe!

Du hörst nun lange nichts mehr von mir. Was sollte ich Dir melden? Mein Leben kennst Du ganz und gar, Du weißt seine Richtung und seinen Segen, Neues kann mir hier nicht begegnen, also laß mich. Du hast mich abermals verloren, abermals begraben; aber auf dem Hügel duften dunkle, flüsternde Rosen ihre heilige Gluth aus und Nachtigallen schlagen schluchzend lang-gezogene Lieder drein.

So versinkt Dein Freund! Auf ewig! O lebe wohl! Lebe wohl!

— — — — — —

Unter den Novellen, die Dingelstedt in mehreren Sammlungen veröffentlichte, stehen die im Jahre 1844 bei Krabbe in Stuttgart erschienenen „Sieben friedliche Erzählungen" obenan. Die „Deutschen Nächte in Paris" sind frisch geschrieben, historisch treu geschildert; die Novellen „Der arme Poet" und „Der reiche Poet" sind sehr werthvolle Gegensätze; „Das Mädchen von Helgoland" ist gut erzählt, freilich von sehr veralteter Erfindung, was auch von den übrigen Erzählungen gelten mag. Die werthvollste unter den sieben hat der Verfasser „Deutsche Nächte in Paris" genannt, wir geben sie hier als Probe wieder.

Deutsche Nächte in Paris.

Wenn Einer aus der Barriere der Märtyrer hinausgeht, links, dem Wege nach, der zum Mont-

martre führt mit seinen Steingruben und Windmühlen und Telegraphenflügeln: da kann er vor einem kleinen, niedrigen, fast verdächtig aussehenden Hause stehen bleiben, so er nämlich müde ist und hungert oder dürstet. Das Gesicht des Hauses ist ganz hellgrün angestrichen, wie eine Jünglingshoffnung, aber die Augen, die Fenster, thränen vom Rauche der Erfahrung, und der Giebel senkt sich wie ein altes Menschenhaupt kahl und grau der Erde zu. An der Stirn sind zwei Worte angeschrieben, welche die ganze Front einnehmen; sie heißen:

CAFÉ DE L'EXILÉ.

Das ist, nicht wahr, ein sonderliches Zusammentreffen, wenn die Herberge des Verbannten dicht am Thore der Märtyrer liegt? Ihre niederen Pforten sind immer offen, und doch ihre Schwellen selten überschritten; drinnen sieht es so düster aus, so wenig einladend, schmutzig beinahe und arm, und der Wirth, ein alter Pole, der eine Mütze aus Schafsfellen aufsetzt, wenn seine Tochter Feuer im Kamin anmacht, liegt oft stundenlang im Fenster und raucht schlechten Tabak und flucht schlechtes Französisch.

Wer von den Boulevarts kommt, aus den Läden des Palais-Royal oder aus den Cabinets des Rocher

de Cancal, dem würde nicht zuzumuthen sein, daß er im Café des Verbannten einkehrte. Aber die Steinhauer vom Montmartre und die Arbeiter der Vorstadt und die Sandfuhrmänner und die Besenbinder trinken Abends auf der Hausflur, plaudern vor der Thüre, spielen mit Kartenkönigen und mit anderen, wenn sie nicht mehr nüchtern sind. Exilirte sind nicht drunter, lauter gute Kinder von Frankreich, der Stiefmutter für sie.

Der Zufall hat es gewollt, daß unter sie drei Deutsche sich einmal verirrten. Sie kamen vom Berge herunter, wo sie nach Osten gesehen hatten, und ein Gewitter überraschte ihre Heimkehr. Die Wirthstochter mochte es merken, daß sie fremd waren und weder Steinhauer, noch Holzsäger, darum schloß sie den Gästen das Zimmer im ersten Stockwerke auf, ein freundliches Zimmer mit sechs — schiefhängenden — Fenstern, davon zwei auf Montmartre, zwei auf Paris und vier in die beiden Nachbarshöfe gingen. Unter dem Spiegel hatte der Pole einen Kosciusko in Steindruck aufgehängt, und über dem Kamin seine Tochter den Rosenkranz, womit sie in die Messe ging. Eine Mahnung an die Heimath und an den Himmel muß gut thun unter dem Dache des Verbannten. Die drei Deutschen betrachteten das Bild, den Kranz, die

Stadt und am Ende sich selber, dann setzten sie sich nieder und zündeten still ihr Abendopfer an, die Pfeife. Durch das Fenster drangen letzte Glockentöne und letzte Sonnenlichter, roth und voll, in das Schweigen des kleinen Gemaches.

Von diesen drei Deutschen muß Euch mehr gesagt werden, ehe denn Ihr weiter leset. Nicht eben, wie sie heißen, denn was ist ein Name — im Hause des Verbannten? Auch nicht, woher sie sind; Ihr sprecht jetzt überall so viel von Deutschlands Einheit, daß es gleichviel ist, ob der Eine ein Württemberger und der Andere ein Sachse war, sie wußten es vielleicht selbst nicht recht mehr, und nur das Eine konnten sie immer nicht vergessen, daß sie Deutsche. Als solche hatten sie einander erkannt und gefunden oben auf der Spitze des Montmartre, weit weg von dem Brausen der großen, fremden, kalten Stadt, die zu ihren Füßen lag wie ein versteinertes Meer. Damals war Frühling in der Welt, überall Frühling, nur nicht in Paris. Denn die Strahlen der neuen Sonne und das Blau des erlösten Himmels können niemals den Weg recht finden über die Mauern und in die hohen, engen Gassen hinein, und wenn auch im Boulevart oder im Palais-Royal ein grünes Baumauge sich schüchtern aufthut, so fällt gleich der

Staub darüber her und der Wind, und seine Lider sinken wieder welk und verbrannt zusammen. Und von dem fröhlichen Getümmel des Mai's anderwärts, von allem Geräusch und Geschmetter dringt auch nicht eine Stimme durch, das Wagenrasseln und das Menschenrennen verschlingt sie alle. Wer eine Nachtigall hören will, eine freie, wer nach einem frischen Luftzuge lechzt, der muß hinaus, so weit ihn seine Flügel tragen. Und Ihr wißt, die Flügel im Mai tragen sehr weit.

Der Montmartre hat auf dem einen Abhange, von Paris gesehen, links drei oder vier Windmühlen. Diesen nahe, begegneten sich die Deutschen zum ersten Male. Der Eine von ihnen lag im jungen Grase und sah in die Wolkenspiele und in das Sausen der großen Flügel der Mühle hinauf, während der Zweite rechts herkam vom Telegraphen und der Dritte aus dem Thalwege. Sie waren eine ziemliche Weile beisammen, ohne ein Wort zu wechseln, denn es kannte Keiner den Anderen, und in einer Stadt wie Paris werden sich auch die Nächsten fremd, die Wohnenden auf einem Gange und die Speisenden an demselben Tische. Da stimmte Derjenige, welcher herauf kam, ein Liedchen an, das war ein deutsches Wort und eine deutsche Weise, und nun hatten sie sich plötzlich gefunden und verständigt, in kurzer Zeit für eine

lange Dauer. Deswegen traten sie auch, als Abends das große Gewitter von Osten her über sie kam, zusammen in das Café de l'Exilé, und der Eine sagte noch, da sie den steinigen Abhang herunter eilten: „Meint Ihr nicht, daß unsere Landsleute noch schneller gelaufen sind, als sie damals die Kuppeln da drunten schimmern sahen und neben sich die eroberten, die verstummten Kanonen des Feindes?“

Tief bis in die Nacht hinein blieb das Kleeblatt sitzen. Es donnerte und blitzte draußen prächtig, ein rascher Regen goß aus dem dunklen Gewölke herunter an die klirrenden Fenster und auf späte, hastige Menschen; danach ward es immer stiller und stiller, still, wie es in Paris niemals ist; eine Laterne drunten, ein Stern droben wurde nach dem anderen angesteckt, und als Mitternacht voll war, kam hinter dem scharf gezogenen, schwarzen Bergrücken ein Mond herauf gegangen, ein zerbrochener freilich und ein blasser. Wie sein bekanntes, träumerisches Gesicht aus den grauen Wolkenwimpern, halb versteckt, herüberschaute, da faßten sich die drei Deutschen bei den Händen, und der Eine wies schweigend auf das liebe Licht, und der Zweite nickte schweigend, und der Dritte sprach so vor sich hin, auch gleichsam schweigend: „Den sendet uns Deutschland.“

Das mag nun gesetzten und müßigen Leuten, welche eben zu Mittag gegessen haben und im Lehnstuhl sich dehnen, über die Maßen empfindsam vorkommen. Sie sollen erst auch einmal auswandern, für eine lange, lange Frist, und Abends nicht wissen, wohin sie ihren Kahlkopf legen, und Morgens fragen, wo werden wir heute für drei Sous Kastanien kaufen und für fünf Sous ein Weißbrödlein? Sie sollen, Jahre hindurch, kein deutsches Weib küssen und in keinem deutschen Bett schlafen mit vernünftigen Kissen und reputirlichen Federdecken. Dann mögen sie wieder kommen und wieder urtheilen.

Ihr müßt es nämlich wissen: Jene drei Deutschen waren sehr arme Menschen gewesen, als sie über den Rhein gingen. Sie reisten nicht mit der Malleposte, sie brachten keine Wechsel mit, keine Empfehlungen an vornehme Häuser, keine Creditbriefe. Nein, mit leeren Taschen und mit vollen Herzen standen sie an der Barriere des Throns still und schlugen beschämt und eitel mit dem Schnupftuche den Staub der Straße von ihren Schuhen; sie zogen sogar den Gurt fester an, damit Niemand sehen solle, wie müde und wie hungrig sie waren. Es kannte sie keine Seele, es verstand sie kein Ohr, es antwortete ihnen keine Lippe. Und so tasteten sie, die lange Vorstadt des heiligen

Antonius hinein, immer fort, und blickten an den Häusern hinauf, und stießen an viele geschäftige und ärgerliche Leute an. Die wußten alle, wohin ein Jedes ging und was ein Jedes wollte; aber die drei Deutschen wußten nichts, als daß sie sehr verlassen und sehr unglücklich waren, und des ungeachtet freuten sie sich in ihrem Gemüthe und jauchzeten auf, als sie von der Vincenner Höhe die runde Kuppel des Pantheon sahen, wie sie tief aufgeseufzt hatten auf der Rheinbrücke, da Kehl und die badensche Seite hinter ihnen lag und der fremde Zöllner sie hochfahrend fragte: „Vous n'avez rien à déclarer?“ Er sah ihnen an, daß sie keine Contrebande führten, denn sie führten gar nichts als ein Ränzel, worin nicht einmal ein Paß war, geschweige denn ein feines Spitzenhemd oder eine seidene Weste. Das, was auf der rechten Seite als Contrebande galt, und weswegen sie weggegangen waren, das konnten sie auf der linken dreist sagen und führen. Darum seufzeten sie auch auf, als der Strom erst überschritten war, und jauchzeten auf, wie die neue, große, freie Stadt vor ihnen lag.

Es soll natürlich nicht Jedes und Alles erzählt werden, was den drei Deutschen begegnet ist von dem Augenblicke an, da sie, Keiner mit dem Anderen, rathlos und verlegen an den großen, steinernen Säulen

der Thronbarriere standen, bis zu der Stunde auf dem Märterberge, wo sie sich erkannten und zusammenfanden. Nur, was sie einander so gesprächsweise und vertraulich mittheilen, das erste Mal in der Frühlings- und Gewitternacht, und hernach viele und liebe Male an derselben Stelle, nur das mag Euch einen müßigen Abend vertreiben. Die Drei sagten sich, wie und warum sie herüber gekommen und was ihnen zuerst und zumeist sich ereignet hatte. Sie tauschten ihre Einzel-Leben aus gegen ein Gesammt-Leben, wie Freunde thun sollen, wie sie nirgends inniger thun und hingebender, als in der Fremde. Ihr wißt aber, daß jedes Leben, und sei es auch das kleinste, einen großen Sinn hat, ein heiliges Räthsel, das nicht Derjenige löst, welcher es lebt, sondern wer es sieht und hört und fühlt. Und oft liegen die reichsten und gewaltigsten Existenzen in den engsten Kreisen, in einer Krippe, in einem Kerker, in der Hütte. Große und gleißende Hülsen bergen selten den besten Kern, und die edle Perle klemmt sich in eine graue, winzige Muschel, während die gemeine Auster, die der Gondoliere von Venedig Morgens hinunterschlingt, zwei tellergroße Schalen um ihre fade, breite Ungestalt wirft.

Der zuerst seine Geschichte ausgeben mußte, gleich-

sam das Grundcapital zu dem Gesellschaftsvermögen, den nannten die drei Freunde unter sich den Cravaller. Er war auch der Sanfteste von ihnen, ein blöder, blonder Mensch, in jedem Zuge deutsch gewesen und deutsch geblieben, stieß mit der Zunge ein Bischen an und erröthete, wenn er seinen eigenen Namen aussprach. Seine Profession hieß er den Buchhandel. Als Commis hatte er in einem deutschen Bundesstaate ein Verlagsartikelchen seines Herrn Prinzipals, ein kleines, schändliches Buch, in die Welt gebracht, wie es ihm geboten worden. Er reiste damit umher und theilte aus an seine Adressen, ohne sich viel um den Inhalt zu sorgen oder um die Folgen seiner Sendung. Im Vorbeigehen: die Buchhändler haben oft einen ordentlichen Ekel vor dem Gedruckten, gerade wie die Zuckerbäcker vor dem Gezuckerten und Gebackenen. Später fand es sich zufällig, daß das kleine, schändliche Buch einen großen, schändlichen Hochverrath enthielt. Eine kluge Hand hatte Gift in Crystall gegossen, und weil man das Gift nicht strafen kann, es sei denn, man strafe sich mit, strafte man den Crystall. Der blöde, blonde Commis wurde festgehalten und verhört ....

Und so weiter.

Das Ende ist bekannt, wie das Ende eines Lust-

spiels oder Aesops Moral. Der Herr Prinzipal schreibt sich heuer Hofbuchhändler und der Commis ging flüchtig.

Das war der Cravaller. Ein Mensch, der keinem Kinde ein Leides that. Denn er war selbst eines, ein Kind nämlich.

Der Andere hieß: der Diplomat. Er behauptete, die Zeichen des Telegraphen auf Montmartre zu verstehen, und erzählte, wenn das geheimnißvolle, spinnenbeinige, unheimliche Thier da droben arbeitete, seinen zwei Gesellen immer Wunderdinge. Diese trafen zufällig nie ein, und wenn in den Zeitungen die Geburt eines Prinzen zu lesen war, wo er Empörung und Ministerkrisis gelesen hatte, wenn ihn die Beiden darüber auslachten, schlug er auf den Tisch, daß die Tassen hüpften, und schwur, die Zeitungen lögen, der Director irrte sich, die Welt hätte Unrecht und er Recht, der Diplomat. Er war ein großer Mann mit einem dunkeln, tiefliegenden Auge, dem der Cravaller nicht gern begegnen mochte, wenn es blitzte; auch trug er einen unordentlichen, wild wuchernden Bart, wie es im Lande Frankreich Sitte sein soll, und fluchte in allen Sprachen, lebendigen und todten. Dabei hieß er der Diplomat, und stand immer an dem Fenster, welches als Observatorium für den Telegraphen

diente, während der Dritte am anderen die Windmühlen beobachtete. „Wißt Ihr was,“ sagte Letzterer eines Tages zu dem Diplomaten, „ich verstehe diese Flügel besser, als Ihr jene Arme.“ Dazu lächelte der Cravaller, und der Diplomat schüttelte hochmüthig mit dem Simsonskopfe.

Wer war denn der Dritte, welcher die Schwingungen und Kreisungen der Windmühle verstand? Der war es, welcher am Tage der ersten Begegnung im jungen Grase gelegen hatte und gesungen und in den Lenzhimmel hinaufgestarrt. Sie hatten ihn unter sich den Poeten getauft. Vielleicht dem Gegensatze nach, wie die zwei anderen Namen, vielleicht auch nicht. Gewiß ist, daß er in Frankreich einen Reim suchte, welchen er daheim nicht gefunden hatte.

Rathet nur nicht, welchen? Denn das Rathen ist gefährlich, wie ihm das Suchen gefährlich geworden war.

Cravaller, Diplomat, Poet gaben sich nun alle acht Tage einen Feierabend, und zwar auf Freitag, den die Anhänger des Propheten als Sonntag feiern, den wir auch so halten sollten, und wäre es nur dem Namen zu Gefallen. Um sechs Uhr Abends hatte jeder sein Werk gethan, der Cravaller auf der Leiter gestanden, Bücher gezeichnet, Krebse verpackt, Facturen

geschrieben, der Diplomat in einer Mädchenschule Deutsch gelehrt, und der Poet Straßen durchlaufen, Zeitungen und Straßen. Dann zogen sie einen guten Rock an, der Diplomat sogar einen braunen rundgeschnittenen Frack und gelbe Glacéhände, und eilten, von drei entgegengesetzten Seiten, einem Ziele zu, dem Café de l'Exilé unter dem Montmartre. Dort war schon ein Mahl für sie bereit, ein Mahl, das der Eine mit einem fortwährenden Fluchen und Murren, der Zweite mit lächelnder Zufriedenheit und der Dritte so gut wie gar nicht verzehrte, wobei aber ein Sauerkraut mit Würstchen niemals fehlen durfte. Nach dem Kaffee ging es bergan, bergab, waldein, waldaus, und wenn die Sonne, die hohe Sommersonne, ganz nahe über dem Rande des Horizonts hing, wurde erst an Umkehr und Rückweg gedacht. Das Café de l'Exilé rauchte dann den stumm Wandelnden wieder gastlich entgegen, und die Tochter des Polen, die eine fürchterliche Passion für den Cravaller empfangen hatte, sah aus der Thüre heraus, ob der Blonde noch nicht wiederkäme? Oben war das Zimmer geöffnet und geschmückt, und wenn die Deutschen eintraten, trat auch die Kleine mit dem Punschnapf hinterdrein, der Alte mit Licht und Fidibus, Zeitungen waren verboten. Dagegen mußte alle vier Wochen in einer

Extrasitzung mitgebracht werden: erstens Seitens des Diplomaten, welcher sich mächtiger Verbindungen in der Heimath rühmte, eine Flasche ächter Rheinwein; zweitens von dem Cravaller, dessen Haus literärischen und andern Schmuggel trieb, ein Halbdutzend ächter Hamburger Cigarren; endlich drittens durch den Poeten — ? —

Poeten bringen Nichts, das ist bekannt. Dieser zog höchstens dann und wann ein Lied aus dem Sacke, nicht so milde, wie der Rheinwein, nicht so stark, wie die Cigarren, aber gleich deutsch. Das lasen sie, das sangen sie, und wenn sie Nachts, oder auch Morgens früh, an der Kirche Notre Dame de Lorette auseinander gingen, Jeglicher seiner Zelle zu, gab der Poet dem Diplomaten eine wunderhübsche Abschrift von seinem Gedicht, mit Goldschnitt, und dem Cravaller das Original mit allerlei Strichen und Krikel-Krakel am Rande. Die guten Seelen! Sie nahmen das Blatt so dankbar hin, als hätte er ihnen wahr und wahrhaftig was erwidert für den feinen Tropfen und den feinen Duft, so er empfangen.

Das sind nun die Deutschen Nächte in Paris. Sterne daraus, Blüthen, Thauperlen fielen auf diese Blätter und die folgenden. Der sie sammelte, weiß kaum, ob die Heimath ihn verstehen wird und ihm

Dank wissen, wenn er sie hinüberflattern läßt. Er thut nur, was er muß. Denn wann es Herbst wird, fallen die Blätter ab. Und ihm ist es Herbst geworden, schon lange, lange, lange. Glücklich die Bäume, in denen noch ein Ahnen und Hoffen des nächsten Frühlings rieselt, während der Winter schon ihre Wipfel schüttelt und ihre Zweige abreißt. Glücklich auch die, welche mit ihren niedergeworfenen und zerstreuten Blättern eine liebe Schwelle bedecken können oder wenigstens ein liebes Grab. Dem ist es nicht so wohl geworden, von dem diese stammen.

..... und Ihr könnt es mir gerne glauben, — so fuhr der Cravaller an seinem Erzählungstage fort, — ich war der sündlichen, unchristlichen Verzweiflung in jener Schreckenszeit oft nahe genug. Einmal, der liebe Herrgott mag es mir verzeihen, als ich so ganz und gar unglücklich, im innersten Herzen verlassen, und so, daß ich den bitteren Hunger vor lauter Seelenangst nicht mehr spürte, an der Seine hinauf- und hinunterlief, trat mir an der Sanct Michaelsbrücke das bekannte, einstöckige, graue Todtenhaus entgegen, wie eine Herberge. Die Morgue mein' ich. Ich konnte dem Gelüste nicht widerstehen, hineinzutreten. Da waren, wie immer, einige Gäste in dem verschlossenen Fremdenzimmer, rechts der Thüre, stille, zufriedene Leute, auch ein junges, schönes Weibsbild drunter, dem sie die langen, nassen Haare mitleidig über den verschwollenen Busen gestreut hatten.

Freunde, ich verschweige Euch meine Schande nicht. Ja, ich malte mir das mit einem kitzeligen Grausen innerlichst aus, wenn mein Leib hingestreckt läge auf diesem harten Lager, mein Kopf gebettet auf dem blanken Messingpfühl, mein Rock, der einzige und letzte, an dem Krappen droben zum Trocknen aufgehängt. Kein Auge würde mich erkennen, dacht' ich, von allen denen, die neugierig oder angstvoll durch die vergitterten Fenster starren, — ich schüttelte mich mit beiden Armen, um nur aus dem gräßlichen Gedankendusel herauszuspringen und wieder an mein wirkliches Elend glauben zu können. Mit einem Satze war ich draußen.

Guter Gott! Sie machen hier mit den Todten so viele Umstände; wenn ihre Gastfreiheit und ihre sorgliche Barmherzigkeit nur ein Weniges an die noch Lebendigen sich kehren wollte!

Ich ging, den letzten Sonnenblicken entgegen, immer an der Seine entlang, weit, weit über die Invaliedenbrücke hinaus. Als ich an das Marsfeld gekommen war, wurde es dunkel. Die Dämmerung, sollt Ihr wissen, macht mich weich und gut, wenn ich am lauten harten Tag schlecht gewesen bin. Und nun meinte ich in dem Nachtwinde, der in den Blättern flüsterte, die Stimme meiner seligen Mutter zu hören,

die mich einschläfern wollte, und der Sand, welcher auf dem weiten Plane zu allerlei abenteuerlichen Gestalten zusammengefegt und umhergewirbelt ward, nahm den Schatten einer lieben, guten Schwester an, die, selber arm und hülflos genug, mir zu meiner Flucht aus Deutschland noch ihre letzten Pfennige und einen thränenfeuchten Brief gesandt hatte. Da wurde ich meiner Schlechtigkeit so recht inne, ich schämte mich, lehnte mich an einen Baum, und weinte mich herzesatt.

— Hier schlug der Diplomat heftig auf den Tisch und schrie: „Daß Euch ein Donnerwetter, Cravaller! Macht, daß Ihr vom Flecke kommt! Das ist ja eitel weinerliches Zeug, und ganz natürlich obendrein: wenn der Kerl sich nicht satt gefressen hat, muß er sich satt flennen! Paschol!“ —

— Auf dem Heimwege blieb ich auf dem Quai Voltaire, bei einem jener tragbaren Bücherkräme stehen, die Ihr kennt. Aus alter Gewohnheit ergriff ich eins und das andere von den Werken, blätterte, las, guckte nach Verlag und Bogenzahl. Es war Niemand mehr an dem Laden, außer mir. Die Verkäuferin kam zu mir heran, fragte mich, was mir gefällig sei; und pries ihre Artikel, zehn Bände Rousseau, wovon

achte fehlten, einen Corneille ohne Titelblatt, eine Biographie Napoleons mit Studentennoten und Dintenflecken, lauter Raritäten aus letzter Hand. Das Weib war mir recht zuthunlich und freundlich, obwohl ich nichts erstehen konnte. Ein Wort gab das andere, ich half ihr beim Einpacken, und sie merkte bald, daß sie es mit einem vom Handwerk zu schaffen hatte. Ich begleitete sie heim, sie lud mich ein, mitzugehen, ihr Souper zu theilen, das in der gewärmten, zweiten Auflage des Dejeuners bestand, in dünnem Kaffee nämlich, und als ich Abschied nahm, waren wir, trotz meines schlechten Parlirens, schon recht gute Freunde geworden. Anderen Tages suchte ich sie wieder auf, das einzige bekannte Gesicht, welches ich hatte; und weil sie binnen Kurzem merken mochte, wie es mit mir stand, und weil ich am Rande schwebte meines Geldbeutels, meines Dachkämmerleins in der Vorstadt und meiner Hoffnung, so vertrugen wir uns alsbald dahin, daß ich zu ihr ziehen, ihre Bücher führen und ihr im Verkaufe zur Hand gehen sollte. Das Buchführen war eben so leicht gemacht, als das Hinüberziehen zu ihr: sie führte keine Bücher und ich zog ohne Sack und Pack. Schwieriger das Verkaufen. Aber Noth lehrt beten, warum nicht französisch sprechen? Freilich, das Gebet, welches die Noth lehrt, ist

in der Regel gerade eben so viel werth, als das Französisch, welches ich von ihr lernte.

Indeß, es ging. Die ersten vier Wochen hielten wir, Madame Niçaise und ihr Chef des Commis, wie sie mich den Leuten vorstellte, zusammen feil. Darauf war ich schon im Stande, dem Geschäfte allein obzuliegen, das heißt, mich am Quai zu sonnen, und wenn ein Voltigeur kam, ihm sechs neue Lieder anzubieten, Bertrands Abschied dabei, und aufzupassen, daß die Gassenjungen mir das ganze Lager nicht mit einem Stoße in's Wasser oder in den Koth schleuderten. Ein ungeheurer Beruf, sonderlich für Einen, der in der ersten Handlung Deutschlands gelernt und unter lauter Gesammtausgaben von Klassikern groß gewachsen war. Nach einem Monate lösten wir uns schon ab, die Principalin und ich. Der zu Hause bleibende Theil hatte die süße Verpflichtung, Morgens für das Kind zu sorgen, und Nachmittags auf das Geschäft auszugehen, alte Skarteken aufstöbern, den Gewürzkrämern entreißen, den Studenten zu möglichst niedrigem Preise abpressen. Ich kann sagen, daß ich in dieser Frist die höchsten Regionen von Paris kennen gelernt und von der Vogelperspective mancher Mansarde im lateinischen Stadtviertel philosophisch auf das Treiben der Menschheit herabgeschaut habe.

Im dritten Monate ereignete sich die große Katastrophe, welche mich aus diesen engen Verhältnissen in meine jetzige Behaglichkeit und Wohlhabenheit versetzte. —

— Es muß, der Gewissenhaftigkeit halber, rasch eingeschaltet werden, daß der Diplomat diese mit Selbstgefühl ausgesprochenen Worte des Cravallers mit einem hämischen und überlegenen Lächeln begleitete, gleichsam als wolle er fragen: wie hoch beläuft sich denn Eure Behaglichkeit und Wohlhabenheit per annum? Der Cravaller ließ sich aber nicht irre machen, noch unterbrechen; er schlug, wie der Zöllner, stolz an seine Brust, im Bewußtsein, daß er 300, sage dreihundert Francs monatliches Gehalt zog. —

Eines Morgens führte mich das Geschäft zu einem großen und bekannten Buchhändler der Hauptstadt, von dem die Prinzipalin den großen und bekannten Rest eines großen und bekannten Werkes von einem großen und bekannten Schriftsteller käuflich an sich zu bringen gedachte. Zwei starke Octavbände, welche im ersten halben Jahr sechzehn Francs gekostet hatten, dann, unbeschadet ihres Inhalts, in einen Duodezband zu fünf Francs zusammengedrängt wurden, und nun in unsere Hände, Stück für Stück zehn Sous, übergingen, noch ganz neu, vollständig und sogar voll-

zählig. Während des Handelsabschlusses gerieth ich mit dem Seelenverkäufer in einen Zwiesprach über allerlei Materien des Geschäfts, Detail und Gros. Er führte mich in seinem Lager umher, und mir ging bei dem wohlbekannten Dufte des Druckpapiers ordentlich die Seele wieder auf; zum ersten Male seit vielen Tagen sah ich von der Leiter herab in die Herrlichkeiten meiner Welt, meines verlorenen Paradieses hinein, in Fächer mit Inschriften, in Zimmer voll Ballen, in Hauptbücher voll Ziffern, in Reposituren mit einer regelmäßigen Correspondenz. Das war Alles so reich, so licht, so schön, und die Bücher schimmerten, eben brochirt und rochen ganz frisch, wie neuer Kuchen, oder wie erste Baumblüthe, während in unserem Kram Alles nach Corporalstabak stank oder noch schlimmerem Garçonkäse. Wahrhaftig, wenn in dem Augenblicke Satanas auf die Sprosse der Leiter neben mich getreten wäre und hätte mir in's Ohr geraunt: „Alles dieses soll dein sein, so du niederfallen willt und mich anbeten", ich glaube, ich hätte meinen Katechismus vergessen und meine Retterin aus tausend Nöthen obendrein, Madame Niçaise nämlich.

Satanas ließ nicht auf sich warten. Wie niemals im Leben: man denkt an ihn, und schon ist er da, steht hinter Einem und grinst lächelnd über die

Schulter. In dieser Hinsicht ist jeder Mensch ein kleiner Faust, weil er den Teufel, so gut wie der, beschwören kann; aber nur die Wenigsten sind große Luther, welche ihm ein Dintenfaß zwischen die Hörner schmeißen. Mir erschien er nicht als brüllender Löwe, was überhaupt eine abgenutzte und unbrauchbare Maskirung für ihn ist, sondern als der Buchhändler. Er machte mir Anträge, ob ich mich ihm nicht verschreiben wollte, nur erst auf ein Jährlein, um es mit einander zu probiren; wir würden uns schon vertragen, denn ich wäre ein ganz charmanter Bursche und verstände mehr vom Buchhandel, als zehn französische Commis zusammen genommen. Nun ist es allerdings nicht zu läugnen, und hat sich es mir auch durch eine lange Erfahrung bestätigt, daß in Frankreich ein ganz eigener Weg in diesem schönen und herrlichen Berufe eingeschlagen wird. Seht, Ihr Herren, der deutsche Buchhandel . . .

— Allein hier fiel der Poet, sonst ganz still und aufmerksam, dem Erzählenden in die Rede. Er faßte sanft dessen Hand und bat: „Wenn Ihr mich lieb habt, nichts vom deutschen Buchhandel; ich kriege mein Heimweh, wenn ich daran gedenke.“

. . . . weil Ihr nichts davon versteht, weil Ihr, wie alle Schriftsteller und wie alles Gesinde, auf

Euere Herrschaft räsonnirt. (Der Cravaller erhitzte sich und mußte erst einen starken Zug aus dem Punschglase wagen, ehe er wieder anknüpfte.) Wie ich nach den Erbietungen des großen Handelsmanns heimgelangt bin, weiß ich noch heutiger Stunde nicht. Mein Kopf brannte, das Geschäft, dessentwegen ich gekommen war, blieb liegen und ich stürzte athemlos zu Madame Niçaise auf dem Quai Voltaire. Die nächsten Scenen zu schildern, wäre ein vergebliches Versuchen. Tage lang kämpften Satanas und die Principalin, Lust und Pflicht, Ehrbegier und Dankbarkeit in mir, und wenn nicht Madame Niçaise — —

— Aber nein, diesen Umstand muß ich Euch verschweigen; es könnte sonst scheinen, als redete die Eitelkeit aus mir. —

— Der Diplomat lächelte fein. In seiner Qualität hatte er aus dem einen Worte schon die ganze Sache errathen. Er sah den Cravaller scharf und boshaft an, bis dieser über die Ohren dunkelroth wurde und seine Augen, die blauen, blöden, bescheiden niederschlug. „Wie alt war denn Madame Niçaise?" so fragte der Diplomat.

— Wie kommt Ihr darauf?

— „Nun, ich meine nur so."

— Vielleicht ein' vierzig Jahre.

— „Nicht mehr? Und unverheirathet?“

Ihr habt ja gehört, sie hätte ein Kind, ein kleines, ungezogenes Kind, das mich immer affreux Allemand nannte, wann ich ihm in den „Contes pour ma fille“ die ersten Elemente des Lesens beibrachte.

— „Das ist noch keine Antwort auf meine Frage. War sie Wittwe?“

— Laßt mich zufrieden mit Euren spitzfindigen Kreuz- und Querzügen. Ich sage Euch nur, ein Umstand verhinderte mehr als alles Uebrige den Sieg der Principalin über Satanas. Welcher kann gleichgültig sein. —

— „Ich weiß schon,“ fiel der Diplomat nochmals ein, „so eine kleine Joseph-Scene. Cravaller! Ihr habt ein stupendes Glück bei den Weibern. Ihr könntet den Don Juan spielen, und die Zerline zum Exempel gleich hier im Hause finden, das arme schwarze Polenmädel, dem Ihr mit Eurer blonden Perrücke und dem Johannes-Gesichtchen aus Milch und Blut auch schon den Kopf verdreht habt.“ —

Der Cravaller schüttelte den Vorwurf und den Spott mit gleichem Schweigen von sich und berichtete weiter, wie folgt:

War Madame Niçaise zu Anfang freundlich gegen mich gewesen, so wurde sie nun erst das rechte Gegen-

theil. Es regnete Schimpfreden und Vorhalte aller Art über mich: l'ingrat, le mauvais sujet, le monstre, so nannte sie mich bei Anderen, mir selber gönnte man keinen Blick und kein Wort mehr. Ich hätte niemals geglaubt, daß in einer höflichen Pariserin so ein Fond von Grobheit stecken könnte. Allein ihre Härte und ihr sich rückhaltslos bloßgebender Egoismus halfen mir über Bedenklichkeiten hinweg, die ich vielleicht nicht überwunden hätte, wenn sie mild und gut geblieben wäre. Noch einen Monat hielt ich bei ihr aus, und dann wurde übergesiedelt in das große, volle, reiche Lager, von der Brüstung des Quais an das Comtoir, aus den Schiebladen zu zehn, fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig Centimes und höher, aber nur bis zu drei Francs, an Hauptbücher in Folio, worin die Summa manchen Abend mit vier Ziffern sich schrieb."

„Von diesem Tage an war ich nun über den Kampf um die Nothdurft des Lebens, Gottlob, glücklich hinaus. Ich arbeitete mich schnell empor, machte Bekanntschaften unter Fremden und Landsleuten, trieb einen standesgemäßen und geziemenden Aufwand. Statt daß ich sonst mit der Prinzipalin und dem Kinde aus einer Schüssel gegessen hatte, speiste ich jetzt schon täglich in der Pension der Passage Choiseul, unter

reputirlichen Leuten meines Schlages, das Couvert zu dreißig Sous, Brod und Wasser à discrétion. Auf Sonntage oder an hohen Festen, wenn ein Brief meiner Schwester gekommen war, erlaubte ich mir ein Diner mit vier Schüsseln im Palais-Royal, fester Preis zwei Francs fünfzig, und eine halbe Tasse im Café Frascati, wo eine Menge Deutsche saßen, welche die Heimath schlecht machten, und sich ihren Mokka mit Bitterkeiten gegen den lieben grünen Rhein versüßten. Zuweilen besuchte ich auch das Lesecabinet in der Gallerie Montpensier des Palais, um die Zeitungen meiner Vaterstadt zu naschen. Guter Gott! war das eine Freude, wenn ich nach einigem Harren und Suchen nun das wohlbekannte Blatt fand mit seinem scheußlich-grauen Papier und seinen stumpfen Lettern! Wie eilten meine Augen durch das Labyrinth der politischen Nachrichten in das Allerheiligste der Inserate; und wie klopfte mir das Herz, wenn ich da einen alten Namen wiederfand, einen Freund der Kindertage, der sich verheirathet hatte, das Aufgebot eines Hauses, das ich, der bloßen Nummer nach, hätte zeichnen wollen, die Ankündigung eines Schützenfestes, eines Maskenballes, einer verbotenen Kirchweih!

Ja, Kinder, wir lächeln heute darüber und über

das ganze Weh, das ganze Wohl der ersten Tage in der Fremde. Nun die große Wunde geschlossen ist und vernarbt, nun wir still entsagt haben, die Hügel und Haine je wiederzusehen, wo wir Soldaten spielten, nun der Baum unseres Lebens eine neue Wurzel gefaßt hat in dem Boden, welcher nicht der seinige ist, nun können wir lächeln, daß in der ersten Zeit noch jeder Hauch von drüben, jede Luft seine kranken Wipfel schmerzlichst schüttelte, und die trockenen Schollen an seinem Fuße auflockerte. Es ist gut, daß diese Zeit vorüber ist, sehr gut; aber Ihr gebt mir doch recht, wenn ich sage: sie war schön, gar schön. Jetzt blutet das Herz nicht mehr, wenn wir den Finger auf die ehemals wunde, weiche Stelle legen; aber dafür ist es auch hart geworden und starr, und giebt kaum einen Klang mehr, wenn eine Mahnung der Heimath daran klopft. —

Der Sprechende verstummete. Eine lange Weile war es still um ihn, dann klirrten die Gläser an einander, drei an der Zahl, und die Hände faßten sich, drückten sich, hielten sich, auch drei an der Zahl. Es flog, nach dem alten, sinnigen Volksworte, ein Engel durch das Haus des Verbannten, der Engel mit den Zügen der Heimath. Und als sein Fittig die Stirn des Poeten berührte, dessen unter den

Freunden, welcher noch die kürzeste Zeit in der Fremde war, da fiel sein Haupt schwer auf die schwere Brust hernieder, und aus den Augen zitterte ihm eine Thräne, von den Lippen ein Name, eines Weibes Name.

* *
*

Der Cravaller sprang in die allgemeine Rührung mit gleichen Füßen hinein, um sie zu zerreißen. Er setzte seine Geschichte fort:

Nun wißt Ihr fernerweit, was geschrieben steht: Der Mensch lebt nicht vom Brod allein. Und wenn ich Euch getreulich berichtet habe, wie ich mein leibliches Ich errettete und behielt, so ist es nicht minder billig, daß Ihr auch von dem Anderen, dem Ich des Geistes und der Wahrheit, das Eurige erfahret.

Je mehr ich mich in meiner neuen Lage herausmachte, desto tiefer empfand ich, daß mir immer noch was fehlte, nicht Geld und Gut, sondern — gerade herausgesagt — ein Herz. Ich bin Zeit meines Lebens kein Weiberfeind gewesen, aber noch weniger ein Weiberheld. Einem schönen Auge gegenüber befällt mich eine noch größere Blödigkeit, als anderwärts. Und gar diesen funkelnden, gebieterischen Augen der Französinnen! Sie zogen mich mangnetisch an, die fremden Frauen und Mädchen, und manchen lieben

freien Sonntag bin ich ihnen nachgegangen, wie der Schiffer seinem Sterne. Ich folgte einem hübschen Gesichtchen die ganze Länge des elysäischen Feldes hin, um zu sehen, wie am Triumphbogen ein bestellter Liebhaber darauf wartete und mit ihr davon lief. Zuweilen schien mir's, als wenn in diesem oder jenem Omnibus, auf den Boulevarts und wo ich überhaupt mit Weibsleuten zusammentraf, ein freundlicher Blick mir ermuthigend entgegenkäme, aber ich vermochte es nicht über mich, die Fremde anzureden, noch dazu in einer Sprache, welche ich nicht wie meine eigene beherrschte. Und so blieb's dabei.

Ein halbes Jahr lang habe ich mich mit Krieges- und Eroberungsplänen umhergeschlagen. Da fügte es sich, daß ich in meinem Pensionat die Bekanntschaft eines Studenten aus Lyon machte, der neben mir saß. Dieser nahm sich meiner bereitwillig an. Er führte mich erst in seine Ecole de Médecine ein und in das anatomische Cabinet, wo er mich alle Leichen und Präparate sehen ließ. Sehr unterrichtend unstreitig, aber es gefiel mir eben nicht. Dann nahm er mich mit in das Winterprado, auf die Grisettenbälle, und zeigte mir da wiederum eine Menge lebendiger Leichen, was mir ungleich mehr zusagte. Auch schien mein Lyonnaiser hier viel besser zu Haus, als dort.

Daß ich's kurz mache — denn ich sehe doch, Ihr lacht mich aus, und ich schäme mich umsonst — in drei Monaten hatte ich ein allerliebstes Kind erobert, eine Grisette erster Klasse, mit dem bekannten Regen-schirm-Manöver. Dieses zuthunliche, freundliche Geschöpf hielt ich wie ein Kanarienvögelchen auf meiner kleinen Zelle; ich sparte mir am Munde ab den Zucker, womit ich es fütterte, und sie durfte nicht einmal mehr auf Arbeit ausgehen, weil ich sie allein besitzen wollte, ganz allein. Um sich zu beschäftigen, übernahm sie nur die Sorge für meinen kleinen Haushalt in Wäsche, Küche und Keller, was es bei einem armen Garçon eben zu thun geben mag. Ich war glücklich, wie ein Zaunkönig im Neste; ich ging kaum noch aus, es sei denn mit meinem Schatz in ein Vorstadt-Theater oder zum Restaurant, sie zu regaliren, und in meinen vier Wänden sah ich Niemanden, als sie und den Freund, welchem ich dies Paradies verdankte, den Mediziner von Lyon. Morgens, wenn ich auf das Comtoir mußte, freute ich mich immer schon zuvor auf den Abend, wann ich wieder heim eilte und sie mir auf der Schwelle in die Arme flog.

Eines Abends jedoch — etwa ein Vierteljahr seit unserer ersten Begegnung — flog sie mir nicht in die Arme, als ich auch, und recht müde obendrein, von

einem großen Rechnungsabschluß, in mein Dachzimmerlein hinaufkletterte. Der Portier sagte mir, Madame sei ausgegangen mit dem jungen Herrn, der häufig zu uns käme. Nichts Arges ahnend, schließe ich auf und trete ein. Das Zimmerlein sah recht artig aus, aufgeräumt wie ein Kästchen. Meine Kleider waren weggehängt, die Schiebladen alle fein verschlossen, und sogar unsere paar Tassen, Kannen und Töpfchen vom Kaminsimse geschafft. Erstaunt sehe ich mich um. Ich öffne einen Auszug der Commode, um ein Taschentuch zu nehmen, siehe da, er war leer, der drunter ebenso, der darüber desselbigengleichen. Ich reiße den Kleiderschrank auf, worin mein Frack und ihr Sonntagsfähnchen einträchtiglich beisammen hingen; siehe da, der war auch leer. Gestern hatte sie sich noch emsig mit meinen Habseligkeiten gequält, Knöpfe angesetzt, Strümpfe gestopft, Tücher gesäumt, und heute war Alles mitgenommen, Alles, aber auch Alles. Nur das Geld nicht. Wir schrieben den zwei und zwanzigsten, und es war nichts mehr in dem kleinen Perlenbeutel, der, ein Geschenk meiner Schwester, allmonatlich meine Schätze aufnahm und ausgab. Gott sei Dank, der Beutel war nicht fort, er lag, wie eine bittere Verhöhnung, leer und wehmüthig mitten in dem großen, leeren Kasten, und als ich ihn so betrach-

tete, fielen mir, ich weiß nicht wie, Lessings Worte ein: „Perlen bedeuten Thränen.“ Gewiß, meine Schwester hatte Thränen geweint auf diese Perlen, denn sie schenkte mir die Stickerei, als ich zum ersten Male vom Vaterhause schied, ach, und auch zum letzten Male. Das Bild meiner Schwester stand plötzlich im Zwielichte des Abends vor mir und verdrängte den Schatten der Unwürdigen, welche mich an dieser Stelle verrathen hatte. Aller Zorn löste sich in Wehmuth bei mir auf, es quoll mir warm empor in Brust und Auge, und ich sank, die lieben Perlen, gleichsam wie die lieben Hände, welche sie an einander gereiht, an Lippe und Stirn drückend, unter heißen, wohlthuenden Thränen auf einen Stuhl.

Was anfangen? So fragte ich mich, als ich nach einer langen, langen Nacht nicht erwachte, sondern aufstand. Geschlafen hatte ich nicht. Mir war das Bett verhaßt, wo ich liegen mußte, die Dachstube ekelte mich an, sie, die gestern noch ein Himmel war, und mein eigener Leib kam mir entheiligt vor durch die sündige Gemeinschaft mit einer verworfenen Dirne. Der Verlust, den sie mir bereitete, obschon für mich ein harter, schmerzte mich nicht; aber der schwarze Undank für so viele warme Liebe, die kalte Betrügerei gegen meine arglose, volle Zuversicht. Den Diebstahl

anzeigen? Ich gab mich dadurch selbst preis, dünkte mir, dem Gelächter und der Verachtung. Noch wußte ich nicht, wie häufig solche Händel den Gerichten vorkommen. Schweigen und dulden? Ja, aber ausziehen, auf der Stelle hinweg aus diesen Räumen, welche mich an meine Schmach und an mein Glück mahnten. Gesagt, gethan. Eine Bitte bei meinem Prinzipal verschaffte mir den erforderlichen Vorschuß und als Zugabe eine moralische Lection, deren mein zerknirschtes Gemüth wahrlich nicht bedurfte. Noch an demselben Tag fand ich ein anderes Quartier und neue Garderobe, wenige Wochen darauf — Dank meinem heiteren Sinne — auch meine Ruhe wieder."

.... „Und Ihr habt," fragte der Poet, „weder die falsche Geliebte noch den falscheren Freund seit jenem Augenblicke mehr gesehen?"

— Doch einmal, im Gedränge eines Volksfestes, aber nur von Weitem. Der Student von Lyon hatte ein buntseidenes Halstuch um, welches ich sehr genau für das ehedem meinige erkannte.

— „Und nun, was machtet Ihr?"

— Ei, ich ging ihnen aus dem Wege, weil ich zu bemerken glaubte, daß auch sie meiner ansichtig geworden wären und sich zu verbergen suchten.

— „Gottes Segen auf Euer Herz! Aber Ihr seid zu sanftmüthig für diese Welt!“

.... Mag's doch, wenn ich mich im Rechten dabei fühle .... Seit der bitteren Erfahrung von damals habe ich Jahre lang die Weiber geflohen wie das Feuer. Und doch sollte ich noch eine machen, eine schmerzlichere als diese, aber eine, an die ich mit Wonne zurückdenke, und die Ihr auch hören sollt, so Ihr noch Geduld und Lust besitzt.

— „Und Punsch,“ fügte der Diplomat hinzu, das Glas leerend und füllend.

— Ihr kennt das Café d'Orléans im Palais-Royal? Dorthin hatte ich mich eine geraume Zeit lang gewöhnt, ohne es zu wissen und zu wollen. Mein Platz war am Fenster, mit dem Blick auf den hellen, schönen Garten und die bis Mitternacht belebten Galerieen des Palais. Ein unbeschreiblich hübscher Seh- und Traumwinkel. Die Laternen rund im Gevierte, das Mondenlicht auf den Rasenplätzen, die plätschernden Brunnen, die säuselnden Bäume: das lag drunten vor mir wie ein Feentraum, und durch die geöffneten Flügel klang verschwommenes Gehen und Reden, allerlei Geräusch und allerlei Duft und Hauch herauf. Im Estaminet rasselten indessen die Domino-Knochen, Garçons liefen mit vollen Kannen und mit leeren

Tassen wider einander, und eine Menge müßiger Leute räkelten auf den kleinen rothen Schemelchen oder in den Divans umher. Dazwischen saß ich nun ganz allein, in meinem Gott vergnügt, und rauchte meine erste Cigarre, meine zweite, auch wohl meine dritte, so immer in Gedanken weg, vielmehr ohne Gedanken. Und das war eben das Beste dabei.

Es sollte anders kommen. Gewiß schon Wochen lang hatte ich das Café besucht, ohne nur an die Dame des Comtoirs zu denken. Ich lüpfte, wenn ich eintrat und an ihrem Zahltische vorüberging, als höflicher Mensch den Hut, und es fiel nicht einmal ein zufälliger Blick auf sie. Wie ich saß in meiner Fensterecke, wendete ich ihr den Rücken zu. Eines Abends sehe ich im Spiegel mir gegenüber, wie durch einen Zauber in dieser Secunde aufgetaucht, ein wahrhaft schönes Frauengesicht, ganz blaß, durch das Glas und das Halblicht des Zimmers vielleicht noch duftiger und leichter. Ich sage Euch, ein Rafaelischer Engelskopf, der aus Wolken herniederblickte.

— „Aus Tabakswolken, versteht sich."

— Scherzt nicht, Diplomat, damit Ihr es nicht binnen Wenigem bereut. Ordentlich erschrocken drehe ich mich um, mein Auge begegnet dem ihren, sie wird,

eben noch eine weiße Rose, plötzlich zur dunkelrothen, und ihre Hand läßt ein Bund Löffel, welche sie hielt, klirrend zur Erde fallen. Ich fahre auf meinem Sitze wieder nach der anderen Seite und versuche, wie vorhin, in den Garten zu sehen. Es ging nicht. Das blasse Antlitz hatte mir's angethan. Mein Blick blieb auf den Spiegel geheftet, und die Cigarre erlosch wenigstens sechs Male.

Von jener Stund' an habe ich, drei volle Monate lang, mit meinem Spiegelbilde den heimlichsten, heiligsten, unbewußtesten Geisterverkehr gepflogen. Jeden Abend, Schlag sieben, kroch ich die schmale, gußeiserne Treppe aus dem Parterre-Salon in das Estaminet hinauf, meine Traum- und Himmelsleiter. Oben ging ich, wie sonst, mit einem stillen Gruß an dem Mädchen vorbei. Mein Platz war immer bereitet. „Versez au dix," rief es, sobald ich mich niedergelassen, und schon stand auch die Tasse und die Cigarrenschale vor mir. Dann, mit einem langsamen, zaudernden Vergnügen, wahrhaftig ich darf sagen, mit leisem Wollust-Schauer und in zitternder Andacht, schlug ich die Augen empor und in das Glas hinein. Da saß sie. Ein kleines Spitzenhäubchen umgab wie ein Rahmen, wie eine Glorie vielmehr die reine Stirn, das schmale, blasse Gesicht und die weichen, einfach

gescheitelten Haare. Sie trug nur dunkle Kleider, die Brust und Schultern züchtig verhüllten, und selten sah ich ein Lächeln durch die rührenden Züge, um die schmalen, geschlossenen Lippen gleiten. Ihr Amt beschickte sie mit Besonnenheit und Würde, und wer ihr nahe kam, Gäste und Kellner, schien, gleichsam in einen Zauberkreis gezogen, sachter aufzutreten, minder laut zu sprechen. Das Alles beobachtete ich in meinem Spiegel. Ob mein Auge dem ihrigen begegnete, ob sie meine Beschaulichkeit ahnte und empfand, ich wußte es nicht und wollte es nicht wissen. Ich hatte noch kein Wort mit ihr gewechselt, und um die Welt wäre ich nicht im Stande gewesen, beim Weggehen, so wie es Viele thaten, mit ihr zu rechnen. Beim Kommen und beim Scheiden ein Neigen des Hauptes von ihrer Seite, von der meinigen ein Compliment: darauf beschränkte sich unser Verhältniß, und nie hat mich das innigste und nächste, mit ihr selbst später, wieder so rein und so voll glücklich gemacht.

Es ereignete sich, wohl ein Vierteljahr nach unserem ersten Finden, eine Scene, die mit einem Schlage die Pforten unserer Seele aufschloß, eine im Stillen und im Dunkeln gereifte Knospe zur Blüthe sprengte. Bis dahin schliefen unsere Herzen wie zwei Kinder neben einander, in nächster Ferne, in fernster

Nähe. Obgleich ich niemals eine Silbe, ja nicht einmal einen Blick des Einverständnisses mit ihr getauscht hatte, wäre ich doch darauf gestorben, daß sie es wußte, wie lieb sie mir war. Und so fühlte auch ich von ihr und mit ihr und in ihr. Diese Scene der Erklärung ward herbeigeführt durch einen rohen trunkenen Gesellen, welcher das Mädchen in dem Comtoir mit seinen Zärtlichkeiten mißhandeln wollte. Ich kann Euch nicht sagen, wie Alles vorging, auch war es das Werk nur einer Minute. Als ich, immer in meinem Spiegel, bemerkte, daß eine freche Hand sich nach der ihrigen ausstreckte und sogar ihre Wangen berührte, war es nicht anders, als ob ein Nebel über das Glas ränne und alle Bilder in demselben auseinander flössen. Ich sprang auf und drehete mich um, da hatten aber schon vier Arme den Menschen gefaßt, und vier andere warfen ihn die enge Treppe hinunter. Es mag für die drunten hübsch ausgesehen haben, wie der schwere Körper die schmalen Stufen so rasch herabgerasselt kam, und sie begriffen auch gleich, um was es sich handelte. Ein Kellner unten nahm ihn in Empfang und schickte ihn weiter in's Freie. Die Messingthür flog klirrend hinter ihm zu. Ich hörte entfernt noch sein Schelten und sein Fluchen.

Lieben Freunde, daß Ihr es nicht weiter sagt!

Er schalt und er fluchte deutsch, fertig deutsch, vollendet deutsch, national-deutsch!

Als ich, wie gesagt, nach einer Minute dieses Zwischenspieles, wieder in den Spiegel sah, — da wußte ich es, da wußte ich es. Ihr Blick war gesenkt, ihre Wange brannte, ihre Hand zitterte sichtlich, und da sie das Auge aufschlug, — o Gott, mit einem Strahle der frommen, beschämten Unschuld, die um Vergebung fleht für eine Schuld, die nicht die ihrige, mit einem Strahle der süßesten Bangigkeit und der zartesten Bitte, wie es niemals wieder mir geschienen hat und nirgends zuvor, — ja, da ließ ich meine Stirn in die hohle Hand sinken, und durch mein offenes Herz zogen klingend und jubilirend die Engel seiner schönsten Stunde.

Desselbigen Abends redeten wir zum ersten Male mit einander, viel und wenig. Einige Tage darauf gingen wir, Arm in Arm, im Tuilerien-Garten. Nun war sie mein. So oft ihre Pflicht und die meinige es gestatteten, freilich selten genug, fanden wir uns an drittem Orte; es war Sommer, ach, wohl ein herrlichster und reichster Sommer für mich, und an ihrer Hand wanderte ich durch alle die reizenden Idyllen, mit denen das große Drama eingefaßt ist. Jedes Dorf um Paris, jeder Garten, jeder grüne

Hügel, jeder lachende Fleck am Seine-Ufer war unserer Liebe, unseres Glückes ein treuer Zeuge. Freunde, solch' eine Zeit giebt es nur einmal in jedem Leben, nur einmal auf der ganzen Erde giebt es solch' einen Engel. Ich hebe die Hand vor Euch auf zum Schwure: sie war rein wie Keine mehr, rein geblieben in diesem Wirbel der Verführung, in diesem Pfuhl des Sittenverderbens. O ich kann es Euch nicht sagen, welches Weib ich in ihr besessen habe, besessen und — verloren.

Der Herbst kam. Die Blätter fielen ab, unser Glück blühete fort. Der Winter kam. Der Himmel umwölkte sich, unsere Liebe blieb blau und klar und sonnig-heiter. Der Frühling kam. Die Knospen schossen, — ach! und im Mark und im Saft unseres Bundes schoß und trieb ein gefährlicher Keim: die Eifersucht. Nicht bei mir. Ich hätte mein Leben auf ihre Treue gebaut. Aber sie wollte ahnen oder empfinden, ich sei kalt geworden, ich genüge mir nicht mehr in ihren Armen, ich suche vornehme Gesellschaft und eine vortheilhafte Verbindung. Gott weiß es, daß sie mir Unrecht that, und noch mehr wehe als Unrecht. Falsche Freunde hatten ihr in's Ohr geraunt, mein Prinzipal wolle mir seine Tochter zur Frau geben und mich in das Geschäft aufnehmen.

Sie meinte darin eine Zukunft für mich zu sehen, der nur sie im Wege stünde, und dies Bedenken, zu ihren anderen Besorgnissen gesellt, verknöcherte in ihr zu einer stets wachsenden Krankheit, gegen welche alle meine Liebe und meine Treue nichts vermochten. Das Unglück wollte, daß ich für das Geschäft eine Reise nach England antreten mußte. Am Vorabend derselben goß ich vor ihr meine ganze lautere und warme Seele noch einmal aus, ich beschwor sie auf den Knieen, sich und mir zu vertrauen, ich errinnerte sie an die erste, selige Zeit unserer Liebe. Sie drückte mich, weinend wie ein Kind, an ihre Brust, und ich ging.

Als ich nach sechswöchentlicher Abwesenheit wiederkehrte, war natürlich mein erster Gang in die Galerie d'Orleans. Mein Gott! wenn ich heute noch daran denke, mit welchen Empfindungen ich die Treppe hinauf eilte, wie meine Kniee schwankten, meine Augen flimmerten, mein Herz bis zum Ueberwallen klopfte! Ich trete ein — und an dem Comtoir sitzt eine fremde Gestalt, ein dickes, altes Weib. Wie mir zu Sinne wurde, brauche ich Euch nicht zu sagen; ich mußte mich, um nicht umzustürzen, am Geländer der Treppe halten. Der Garçon begrüßte mich wie einen alten Kunden des Hauses. Mechanisch ließ ich

mich von ihm an mein Tischlein geleiten, und ehe ich noch gefragt, erzählte er mir mit einem halb pfiffigen, halb mitleidigen Gesichte, indem er Kaffee einschenkte, daß Mademoiselle abgereist sei, schon vor viehrzehn Tagen. „Elle a tant pleuré, Monsieur, la pauvre fille. Mais prenez vous un petit verre?“ das sagte er. Ich antwortete nichts, ich nahm nichts, ich zahlte nichts. Ich stürzte heim, denn ich war noch nicht in meiner Wohnung gewesen, und mein Portier übergiebt mir einen Brief. Von ihr, von ihr!

Wisset: sie war abgereist, nach Montpellier zu einer Tante. Sie schrieb mir das, sie fügte hinzu, ich solle sie nicht unglücklich machen und mich nicht, ich solle bleiben und thun, was ich thun müsse. Mit ihr wäre es vorüber.

Nichts von meiner Zerschmetterung. Ich wollte ihr nachfliegen, und ich konnte nicht. Die eherne Pflicht hielt mich zurück. Dagegen jagte ich ihr ein Blatt nach, worauf ich meinen ganzen Zorn und meine ganze Liebe geworfen hatte. Keine Antwort. Ich schrieb zum zweiten Male, ich bat, ich weinte. Keine Antwort. Ich schrieb zum dritten und sandte ihr einen Ring, den ich aus London für sie mitgebracht, einen Ring mit meinem Namen und dem ihrigen.

Das Etui kam uneröffnet zurück. Darauf ward ich's müde, meine Natur erlag wie ich. Ich fiel in eine lange, schwere Krankheit. Und, Freunde, wie ich so besinnungslos, schwankend zwischen Tod und Leben, in Kampf und Krampf auf meinem Schmerzenslager mich wälze, da erscheint mir durch den Nebel scheußlicher Spuckbilder und Visionen, wie ehemals im Spiegel, eine Gestalt, die ich erkenne; eine Stimme dringt durch den Lärm des Fiebers an mein Ohr, bei welcher ich hoch empor fahre aus meinen Kissen. Die Aerzte schleudern mich zurück, man bindet mir Arm und Fuß; alle Kraft erlischt in mir, alles Blut stockt: Freunde knieen zu Füßen des Sterbebettes und beten, und zu Häupten weint die bekannte Stimme, und auf meiner Stirn fühle ich neben dem kalten Schweiße des Todes eine heiße Thräne. Ja, sie war es, Freunde, sie war es. Die große Strecke hatte sie allein und im Fluge zurückgelegt, als ihr durch eine Freundin, die den Auftrag hatte, über mich zu wachen, die Nachricht von meiner Gefahr zukam. Nun bettet sie sich zu mir, sie schläft auf dem Teppich vor meinem Lager, sie verläßt mich nicht eine Stunde lang, sie wird mein Lebens-Engel, um wieder zu verschwinden, sobald ich genesen bin. Zum Bewußtsein zurückgekehrt, erkenne ich sie, ich errathe, was vorgegangen ist, ich

drücke ihre helfende und heilende Hand unter tausend Thränen an meine Lippe, und eine Stunde lang kehrt das alte Glück und der alte Frieden zwischen uns zurück.

Später nahm ich auf ihrem Gesichte mit Entsetzen Spuren einer seltsamen Veränderung wahr. Der sanfte Strahl ihrer Blicke war zu einem wilden Feuer erlodert, die Ruhe der edlen Züge zerstört, der Mund verzerrt. Ich dringe in sie, mir zu erklären, was mit ihr vorgegangen sei. Nach langem Weigern erzählt sie mir, sie habe sich für ein Theater in der Provinz anwerben lassen. „Du bist,“ sprach sie mit klangloser, bebender Stimme, „du bist und bleibst nun doch einmal verloren für mich, und darum will ich das Leben von einer anderen Seite auffassen; Ehrgeiz und Eitelkeit sollen meine Leidenschaften werden, genießen will ich. Die Französin ist in mir erwacht.“ Vergebens beschwöre ich sie, abzulassen von einem so fürchterlichen Wege. Die ehemaligen Scenen wiederholen sich unter uns. Ich lasse am Ende das Wort „Heirath“ fallen, da springt sie wüthend auf, wirft mir einen Blick zu, den ich niemals, niemals vergessen werde, und fragt: ob ich ihre Liebe für einen feigen Egoismus nehme, ihre Opfer für eine bürgerliche

Speculation. „Du verstehst mich nicht," setzte sie sehr ernst hinzu, „und vielleicht hast du mich nie verstanden." Tags darauf war sie abgereist.

Der Arzt, den ich um ihren Zustand, wie um den meinigen befragte, drang in mich, aus Pflicht für mich und für sie in den Schwächen der Genesung ein so aufreibendes und gefährdendes Verhältniß nicht gewaltsam fortzusetzen. „Lassen Sie," rieth er, „diese excentrische Natur ihre Bahn auswandeln; ich fürchte, sie steht bald am Ziele."

Sein Wort wurde rasch erfüllt. Zwei Jahre lang konnte ich in den Zeitungen die Unglückliche verfolgen, welche von Stufe zu Stufe die schlüpfrige und schwindelnde Leiter ihres neuen Lebens hinaneilte. Sie feierte Triumphe, aber zwischen den Zeugen derselben, zwischen den Reihen der Journale, glaubte ich das vergeudete Herzblut eines großen verirrten Weibes strömen zu sehen. Alle unmittelbare Verbindung zwischen ihr und mir war zerrissen, bis mir, — vergangenen Monat sind es zwei Jahre geworden, — ein Couvert, von fremder Hand adressirt, aus Marseille zukam. Ich reiße es auf, denn ich wußte, es war von ihr; es standen auf dem Innern des Umschlages, von ihrer Schrift, nur verzogen und wie

zitternd, die paar Worte: „Tu avais raison toi.“ Ich packte ein, ich eilte nach Marseille, — — — —

Drei Tage noch, und sie starb, versöhnt und verklärt, in meinen Armen.

* *
*

Hier schwieg der Cravaller still. Der Poet desselbigen gleichen. Und der Diplomat sagte, mit der Hand über die Augen fahrend: „Zwei Grisetten, nichts mehr; aber es ist doch schön.“

Des Diplomaten Geschichte wird schwer so wieder zu geben sein, wie sie von ihm kam. Er sprach, wie er ging, sehr rasch, sehr hastig, oft abgebrochen, und mit langen Pausen. Den Zwei, die ihn anhörten, mußte er den Rücken kehren, anders that er's nicht. Sie saßen, wie immer, an dem runden Tisch in der Mitte, er vor dem Kamin, in dem das erste Feuer des Winters glimmte. Wind und Regen schlugen als passende Begleitung gegen die Fenster, alle Augenblicke wirbelte eine Rauchwolke durch das Gemach, welche den Erzählenden nöthigte, aufzustehen, sich zu unterbrechen und einige Gänge auf und nieder zu machen. Der Cravaller flüsterte dem Poeten mehr als einmal zu, es sei ihm unheimlich. Aber der schüttelte mit dem Kopfe, den er auf seine beiden Arme gelegt hatte und diese auf den Tisch.

So begann der Diplomat:

— Ich bin, Ihr wißt das noch nicht, armer Leute Kind. Das ist mein erster Kummer im Leben gewesen, mein einziger. Die Armuth ist ein Glück für Einen, der arm ist, ich meine am Geiste, wie das Evangelium spricht. Menschen mit lebhafter Einbildungskraft sind immer Menschen von vielen Bedürfnissen. Ich habe vor Wuth geheult, wenn ich in die abgelegten Röcke und Hosen eines älteren Bruders hineinwachsen mußte, statt neues und feines Tuch zu tragen. Der Junge, der in der Schule dicht unter mir saß, saß im Leben über mir, weit, weit. Ein dummer Schlingel. Er schrieb meine Arbeiten ab und beschwerte sich hernach bei dem Rector, ich stänke nach Käse, er könne es nicht bei mir aushalten. Seine Aeltern waren die einzigen Reichen im Orte. Und ihr Haus lag dem, worin wir zur Miethe wohnten, Vater, Mutter und neun Kinder in zwei Kammern, gerade gegenüber. Diese Ironie des Zufalls, welche ich vielleicht empfand, ich allein unter Allen, hat mich hart gemacht, bitter, schlecht und eitel. Alle Woche hatte Eins von uns Geschwistern die Aufgabe, die Kleider und Schuhe der ganzen Familie zu reinigen. Mein Vater, als alter Militär, hielt streng auf Proprete, wie er's hieß. Wie viel Thränen habe ich in die Stiefelwichse geweint! Mit welchem Grimm hieb

ich auf die Lumpen meiner Brüder los, bis meine Mutter aus der Thüre trat und mir zurief: „Junge, bist du gescheit? Du schlägst ja alle Wolle vor der Zeit herunter!“ Lieber Gott! Wolle! Ich habe mein Tags nur Faden gesehen. Die Wolle trug der Alte immer rein ab. An uns Kinder kam die nicht. Das Jüngste ging wie in Seide oder Spinnwebe.

Ich mußte studiren. Nicht weil ich Talent hatte. Das ahnte keine Seele in mir, außer ich selbst, doppelt unglücklich dadurch. Nein, nur um der Familie eher eine Stütze werden zu können. Was wie eine Last von Kindesbeinen an auf mich drückte, sollte ich noch stützen. Der Vater bettelte bei seinen Vorgesetzten ein Stipendium für mich. Ich selbst wurde an den reichen Mann gegenüber abgeschickt, um Reisegeld zu holen. Sein Sohn fuhr eben auch in die Fremde ab, in eigenem Wagen, mit zwei Bedienten und einem Informator. Zehn Thaler bekam ich. Die Universität war vier und dreißig Meilen von uns. Nun rechnet nach! Aber einen Thaler forderte mir die Mutter erst noch ab für meine Schwester, die confirmirt wurde.

Als Student rang ich noch verzweifelter mit dem täglichen Leben. Entbehrungen, wo Faule sich in Genüssen wälzten. Sklavendienste für Brod und Hemd,

wann Fleißige der Wissenschaft opferten. Im vierten Semester wurde ich relegirt. Warum? Ein Mensch hatte mich im Colleg insultirt, wegen meines abgerissenen Rockes. Ich nahm mir Genugthuung durch eine Ohrfeige. Denn die Kosten eines Duells hätte ich nicht bestreiten können. Nun nach Haus! Mein Vater wies mir die Thüre. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, und Keinen von den Meinigen, Keinen.

Gleichviel, wie und wann es mir gelang, mich aus dem gröbsten Koth heraus zu arbeiten. Ich lasse da eine Lücke im Leben, an die ich selbst nicht gern zurückdenke. Ein Abgrund, nicht eine Lücke. Hätte ich nicht eine eherne Natur, ich wäre untergegangen, oder — hinabgesprungen. Ich hatte was gelernt, wahrhaftig ich hatte. Und mit meinen sechs oder sieben Sprachen, mit meinem Wissensschatz in Geschichte und Weltweisheit und Gottesgelahrtheit, habe ich gehungert, gedürstet, gefroren. Seht her! Diese Arme trugen Lasten, ruderten Kähne, schoben Karren. Sie haben mich erhalten, nicht der Kopf." —

— „Da irrt Ihr," sagte der Poet dumpf und unwillig. „Euer Arm wäre nicht stark gewesen, wenn es der Kopf nicht war; er wäre noch stärker gewesen, wenn das Herz nicht gar zu schwach."

— Ihr habt gut reden, Poet! Ihr wißt es nicht mehr, aber ich weiß es noch, ich habe Euch gleich erkannt und nur das Maul gehalten bis heute. Wir haben uns schon einmal gesehen, damals, in meiner schwarzen Periode.

— „Wie das? wo das?"

— Ihr fuhrt in Hamburg auf dem Alster-Bassin spazieren. Ihr und ein schönes Weib. Ihr lagt zu ihren Füßen, und schriebt in ein saffianenes Brieftäschlein, während sie zur Guitarre sang. Lauter Lust und Liebe und Poesie. Der Himmel mußte Euch sehr blau sein. Mir war er grau. Denn ich stand am Ruder und keuchte und schwitzte. In diese Rechte drücktet Ihr beim Aussteigen eine Silbermünze, die wie Feuer darin brannte. O, wie habe ich Euch damals gehaßt und verachtet und beneidet!

.... Aber der Poet war schon lange aufgesprungen und preßte den Freund schweigend und bebend in die Arme, während der Cravaller mit rührender Güte seine Hände streichelte. Der Erzählende fuhr unter ihren Liebkosungen ruhig fort:

Närrische Kerls! Ich sage ja das nicht, um zu prahlen. Mein vergangenes Elend ist kein Antisthenes-Mantel für mich. Nein, ich tausche es nicht einmal mit dem anderen Elend um, das mir geworden wäre,

wenn ich ruhig meinen Weg fortwandelte, wie so viele Andere. Dann stünde ich jetzt sonntäglich auf der Kanzel, säße auf einem feinen Dorfe meilenweit von aller Civilisation, zöge Kinder und Bohnen groß — So bin ich — ich selbst! Mein Leben verzehrt sich wie jeder Tag desselben: rasch, bewegt, groß, schön. Ich bin frei, Freunde, frei wie der Vogel in der Luft!

— „Vogelfrei!“ warf der Poet wiederum dazwischen und ließ den Kopf sinken.

— Mag's doch! Ich bin geworden, was ich werden konnte. Glücklich wäre ich doch nicht, nirgends, niemals. Es giebt Menschen und Zeiten, welche diese Aufgabe nicht lösen können, glücklich zu sein, und wieder andere, denen sie wie eine reife Frucht von selbst in den Schooß fällt. Genug das!

Von Paris machte ich mir trotz aller Enttäuschungen und Erfahrungen in der Welt immer noch die überschwänglichsten Ideen. Ich meinte, da hingen die Existenzen wie Maskenanzüge fertig und zur Auswahl, man dürfe nur zugreifen. Bei aller Härte bin ich ein Joseph geblieben mein Lebelang oder ein Jacob, will sagen, ein Träumer. An eine unbekannte Stadt, an ein fernes Gebirge knüpfte ich die wundersamsten und ausgelassensten Hoffnungen. In jener sollte mich ein Fürst, ein Minister, ein Großer finden, und ich hinter

diesem eine Hütte und ein Herz, Frieden, Rast, Glück, Liebe und so weiter. Ihr kennt das. Kam ich hin, so war's ein Berg wie alle Berge, eine Stadt wie alle Städte. Und mit mir blieb es beim Alten. Nur Paris, Paris. Das mußte einschlagen. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben, ein einziges, an eine vornehme Frau. Dies war mein Schlüssel zu dem Paradies, Damit kam ich in gute Gesellschaft, in die Welt der Herzoginnen und Marquisen. Ich brauchte als Fremder nur interessant und einsam hinter einer seidenen Gardine zu stehen, um mein Glück zu machen. Winke mit dem Fächer, Billets-doux auf Rosablättern mit der Grafenkrone, verstohlene Fahrten in Vierspännern auf ein Landhaus mit Marmorsäulen und Myrtengebüsch, — mein Schloß war fertig. Schade nur, daß es in Spanien stand, statt in Frankreich!

Mit solchen Gedanken langte ich nach Paris. Dreimal war ich bei der Dame, an welche mein Begleitschreiben lautete. Das erste Mal war Madame noch auf dem Lande. Das zweite Mal empfing Madame nicht. Wohl zu merken, jedes Mal kostete mich zwanzig Sous für einen Wagen und vier Sous für den Stiefelputzer; ein Opfer, wofür ich drei Mittage fasten mußte. Bei dem Dritten Besuche ward ich angenommen. Ein herrlicher Saal voll Herren und

Damen. Alle hatten weiße Handschuhe an, ich schwarze. Darüber erröthete ich. Die Frau vom Hause empfing den Brief aus meinen schwarzen Handschuhen, las kaum die ersten Zeilen durch, sprach zehn Worte mit mir, lobte meinen Accent und fügte mit einer holdseligen Neigung des Hauptes hinzu: „Wenn ich dem Herrn in etwas nützlich sein könnte, würde es mir ein Vergnügen sein.“ Ich verstand und packte mich, von Niemanden bemerkt, als von den Domestiken, die mich im Vorzimmer auslächelten.

— „Und die Dame?“

Ich habe sie nicht wieder gesehen in den ersten zwei Jahren meines Pariser Aufenthalts. Hernach begegnete sie mir in einem Salon, sie erkannte mich, weil ich Mode war, sie bejammerte es entsetzlich, damals meine Adresse verloren zu haben, aber sie hatte sie gar nicht verlangt und nie erhalten.

Nun war es mit meiner großen Carriere in Paris aus. Ich fing klein an, zog in eine Vorstadt, sieben Stiegen hoch, und zeichnete Muster, schrieb Rechnungen, säumte sogar Sacktücher für die Frau, bei welcher ich wohnte. Ein Zufall führt mich in ein Banquierhaus, dessen Chef ein Deutscher. Bald darauf ward ich Hauslehrer bei seinen zwei Kindern, also ein geborgener, ein gemachter Mann.

Der Banquier war seiner Zeit nach Paris gekommen, wie ich. Nur hatte er auf seiner Schulter ein Bündel Kleider mitgebracht, freilich nicht zum Tragen für sich, sondern zum Verkaufen an Andere. Jetzt machte er ein Haus, hielt sechs Pferde, zwölf Hunde, zwanzig Leute, mich und die Bonne und die Haushälterin eingerechnet. Ich aß mit diesen Beiden und mit drei Commis des Bureaus, alten Inventarstücken der Firma. Recht lustig sind wir gewesen in unserem Speisesaal unter der Erde, eine Treppe tief. Lustiger als die erste Etage. Auch speisten wir, Dank der Haushälterin, eben so gut wie diese, noch besser sogar, weil einige Stunden vorher. Alle Monate bekam ich ein Billet in die große Oper, wenn es Winter war, und im Sommer Urlaub auf das Land. Natürlich konnte mich die Frau vom Hause nicht mitnehmen in ihre Loge, nein, ich ging nur in's Parterre: aber das verhinderte nicht, daß meine Augen mehr an der ersten Galerie hingen, als auf den Brettern. Dort war meine Welt. Schöne Weiber mit nackten Schultern und feurigen Blicken, blasse Gesichter voll Ueberdruß und Verlangen, voll Reiz und Ermüdung. Und Diamanten und Sammet und Seide, dunkle, duftende Haare, weiße, duftende Hände. Soll mich Gott strafen, aber ich fühlte, daß droben meine Stelle war, nicht

drunten, wo sich ein grober Rock an mir rieb und schmutzige Finger eine verschimmelte Apfelsine unappetitlich zerrissen. Dort saßen eine ganze Menge erbärmlicher Kerls, Strohmänner ohne Saft und Kraft, mit den goldenen Stockknöpfen aus Verlegenheit an den Lippen spielend, statt die schönen Weiber nebenan zu unterhalten, statt heiße Worte in diese offenen Ohren zu lispeln und die freiwallenden Busen ängstlich klopfen zu machen.

Das ist mir immer in meiner eigenen Natur ein Widerspruch gewesen. Niemals habe ich eine Befangenheit gespürt, ein unbeholfenes, linkisches Wesen, ein Stammeln und Trippeln, wenn ich unter recht vornehmen, fremden Leuten war. Dies mußte so sein, däuchte mir. Ich fühlte mich behaglich im exotischen Duft des Boudoirs, unter dem Lichtmeer des Salons. War ich dann wieder auf meine Zelle zurückgekehrt, so drückten mich die vier engen, kahlen, dunklen Wände mehr als jemals. Gott! mit welchen Empfindungen, wie voll und wie gepreßt das Herz, bin ich nach solchen Abenden auf mein niederes Lager gesunken! Ich lag auf dem Roste des Laurentius und briet an dem langsamen, prickelnden Feuer maßloser Eitelkeit, unersättlichen Genußdurstes, wüthender Gier nach Größe und Fülle des Lebens. Und wieder gab es Momente,

wo dasselbe Gefühl wie empfindsam und zärtlich in mir aufschauerte. Ich hätte jede dieser schönen, leichten, geschmückten Gestalten anbeten mögen, wenn sie der Engel geworden wäre, der mich aus meiner Niedrigkeit zu sich emportrüge. So manche verlangte ja wohl nach Liebe, so mancher Blick starrte verlassen, suchend, träumend in's Weite, so manche Brust hob sich unter stillen Seufzern. Ach, in nächster Nähe schlug ein junges Herz, das Euch Alles, Alles, Alles gegeben hätte, wenn Ihr es erkannt und geliebt!

Mein Trost war ein liebes Töchterlein des Banquiers, meine Schülerin. Sein Sohn versprach wenig. Er redete, zur Verzweiflung der Mutter, ein gräßliches Deutsch, das halb an Jerusalem und halb an Frankfurt mahnte. In den kleinen Kopf ging nichts, weil er schon voll war von den Ziffern des künftigen Besitzes. Ganz das Gegentheil seine Schwester, ein Kind mit dem schönsten Lockenhaupte, das ich je gesehen, und mit tiefblauen Augen, woraus ein Himmel von Güte und Unschuld strahlte. Die Kleine hatte mich sehr lieb. Ich lehrte ihr Klavier. Als sie mit den kurzen, niedlichen Fingerchen das erste Mal die Scala geläufig und correct spielte, vergoß der Banquier Freudenthränen, und seine Frau schenkte mir einen Ring. Es waren nette Leute. Ohne das Mädchen

hätte ich aber doch nicht bei ihnen ausgehalten. Dieses zählte sechs Jahre. Da mußte der Alte schon mit ihr glänzen, es hielt ihn nicht mehr. Er gab musikalische Soiréen, der Sammelplatz der besten Gesellschaft in Paris, den sogar das Faubourg St. Germain nicht verschmähete. In einer solchen wollte er sein Kind spielen lassen. Ich weigerte mich, ich rieth ab, ich bat. Umsonst. Der Mann hatte Recht. „Was wollen Sie?" sagte er, „die Menschen gähnen mir in meinen besten Zirkeln, die Italiener sind abgenützt, die Virtuosen ziehen nimmer. Ein neuer Reiz, eine Erfindung. In meinem Hause, Sie verstehen!" Das arme Kind weinte. Die Bonne versprach ihm eine neue Puppe. Endlich sagte es: „Ja, aber nur, wenn der Herr Candidat bei mir ist."

So kam ich in den Salon. Bisher hatte ich mit der Bonne nur durch die Fenster gelugt, die Kutschen anfahren sehen, die Atlaskleider aussteigen. Es war ein großer Entscheidungstag für mich. Ich stand in einem Winkel, ganz Auge und ganz Ohr, nur nicht für Musik. Die Hausfrau gab mir ein Zeichen. Darauf holte ich meinen kleinen Engel. Ich trug ihn an's Piano. Alle Welt staunte, was da werden sollte; ich hörte, wie man sich fragte: Wer ist dieser Herr? Das Kind setzte sich auf ein eigenes Schemelchen,

weil ihm die Stühle zu niedrig waren. „Vous verrez,“ sagte der Banquier. „Vous entendrez,“ erwiderte die Banquierin. Beiden stand der Angstschweiß vor der Stirne. Mir nicht, dem Kinde auch nicht. Es sah die fremde Menge an, dann mich, und lächelte. Ich küßte es auf die Stirn. Nun hub es an. Erst allgemeine Stille, dann Beifallssturm, ein unendlicher Erfolg. Das Kind wurde auf das Klavier gestellt, damit alle Welt das Wunder sehen konnte; es ging von Arm zu Arm, Herzoginnen wiegten es auf den Knieen, Fürstinnen wühlten in dem schönen Haare. Ich stand von fern und schlug an meine Brust. Aber mein kleiner Engel ward scheu und weinte nach mir. Ich drängte mich zu ihm. . .

— Plötzlich sprang der Diplomat auf. Die Freunde hörten, wie seine Stimme zitterte, sahen, wie seine Brust sich krampfhaft hob. Er war in einer furchtbaren Aufregung. Sich gewaltsam fassend, sagte er:

Sehet, die Stunde ist allgegenwärtig. Hier auf diesem Flecke stand das Kind, und neben ihm kniete ein Weib, — o Gott, welch' ein Weib! — das küßte ihm die hellen Thränen aus den Augen, und das sagte, aber mit welchem Ausdrucke, mit welcher Stimme: „Armes Kind!“

Nur zwei Worte. Sie dachte, es hört, oder es versteht sie Keines, weil sie in einer Sprache herausgestoßen worden, welche in den Pariser Salons nicht einheimisch ist. Ich kannte sie aber, und weil ich mit einem Blicke auf das Weib gleich wußte, was in ihr war, gab ich ihr in derselben Sprache zurück. Auch nur zwei Worte. „Reiche Mutter!" sagte ich. Und während die Kleine schmeichelnd zu mir empor langt, richtet sich die Dame langsam von den Knieen auf, sieht mich groß, erschrocken und unglücklich an, und flieht in die Menge zurück.

Das that nichts. Wir hatten uns gefunden. Das wußte ich. Mit einem Blicke, mit zwei Worten.

Ich will Euch nicht sagen, wer sie war, nicht einmal woher. Ich darf nicht. Ihr kennt mich. Ich habe nur einmal im Leben geliebt. Es war unmöglich, meinem Wesen nach, und es ist es noch, daß ich mehr als einmal lieben konnte. Und wiederum: Ihr kennt mich. Also ahnt Ihr auch, wie ich geliebt habe.

Sie war es.

Nun laßt mir einen Augenblick Ruhe! Das Reden greift mich an. —

Ihr Mann war Gesandter. Diplomat also. Nun wißt Ihr, warum Euer Spitzname mich Anfangs so

hart und so schmerzlich traf. Ich fand darin eine ungeheure Erinnerung, einen Hohn, welchen das Schicksal durch Freundes Mund aussprach. Laßt nur, das ist längst überwunden.

Es ist nicht nöthig, daß ich Euch sage, wie noch an jenem Abend die Frau mich aufsuchte. Sie hatte sich selbst wiedergefunden, die Dame von Welt. Mit einigen Complimenten über mein Lehrtalent, mit Fragen der Neugier und Redensarten der Herkömmlichkeit wollte sie sich von mir loswinden, den ersten Augenblick unseres Erkennens und Begegnens ungeschehen machen. Aber ich hielt diese stolze, spröde Natur fest an ihrem großen Geheimniß, das mir ein unbewachtes Wort entschleiert hatte. Ihr Herz hatte offen vor mir gelegen und aus einer tiefen Wunde geblutet: es konnte sich mir nicht mehr zuschließen; es war vorüber.

Wenige Tage nach der Soirée erhielt ich ein Billet von dem Gesandten, welches mich in sein Hotel beschied. Wir hatten eine kurze Unterredung mit einander, worin er mir sagte, seine Frau habe mich empfohlen, und wenn ich Lust hätte, meine gegenwärtige Lage zu verlassen, wäre er nicht abgeneigt, mich als Privat-Secretair anzunehmen, er bedürfe eines treuen und festen Mannes, der meine Sprachkenntnisse besäße, und, fügte er schmeichelnd hinzu, das gewinnende

Aeußere, welches für mich einnähme. Ich bat mir Bedenkzeit aus. Die Frau wurde nicht sichtbar. Als ich über den großen Hof des Gesandtschaftshotels ging, glaubte ich oben, im ersten Stocke, eine Gestalt wie die ihrige hinter der Gardine zu sehen. Ein Lichtschimmer blinkte durch verhüllte Fenster. Es war dunkel und still. Eine Stunde lang stand ich in der Einfahrt. Welche Stunde! Darauf kam der Wagen. Ich wartete bis sie eingestiegen war. Sie lag, weit zurückgelegt, in den weißen Kissen. Der Mann neben ihr gähnte.

Mich fror. Ich stürzte nach Haus und begrub die brennenden Augen in dem blonden Lockenhaare meines kleinen, süßen Kindes.

Bald darnach war ich im Hause des Grafen eingewohnt. Ich bin drei Jahre darin gewesen. Soll ich Euch diese drei Jahre schildern? Jeder Tag war ein Himmel, jede Nacht eine Hölle. Oder umgekehrt. Ich zehrte mich auf, ich schwand zum Schatten, mein Spiegel erschrack vor meinem eigenen Bilde. Und gebt mir heute eine Stunde nur wieder, o nur eine, eine kurze Stunde, ich werfe mein Leben dafür hin, diesseits und jenseits, wenn es Noth thut.

Freunde! Ich hatte gewähnt, in der Einsamkeit lodere die Leidenschaft am heißesten, fresse der Schmerz

am tiefsten, nage am schärfsten Reue oder Begier. Es ist nicht wahr. Ich hatte gewähnt, ein einfaches, treues und frommes Herz liebe am lebendigsten, und in der Stille reife das schönste Glück verbundener Menschen. Es ist nicht wahr. Wo Diamanten blitzen, wo Seidenschleppen rauschen, wo die Sitte am höchsten und am hellsten glänzt: da lauert die Leidenschaft aus den Draperien vergoldeter Prunkgemächer, da zischt die Eifersucht aus den Blumen und Edelsteinen der höchsten Stirnen, der stolzesten Busen, da winkt die verbotene Lust mit dem perlmutternen Fächer, da glüht die heimliche Sünde aus hundert Augen, aus tausend Kerzen. Der Salon ist ein fürchterliches Schlachtfeld der Passionen, eine Schädelstätte, eine Wüste, wenn ihn ein kaltes Urtheil und strenge Sittlichkeit betrachtet. Mir wurde er ein Paradies. Ach, ein ewig verlorenes.

Das Haus des Grafen war, wie begreiflich, eines der ersten in ganz Paris. Er machte einen Aufwand, welcher der Würde seines Monarchen entsprach. In seinen Gesellschaften versammelte sich, was in irgend einer Weise ausgezeichnet war oder schien, der Adel der Geburt, des Talents und des Besitzes. Ich stand also im Mittelpunkte aller Kreise, in die ich sonst nur von ferne gesehen hatte. Die Gräfin führte mich selbst

dahin. Nicht als ein Untergeordneter und Dienstbarer, nein, wie ein Glied des Hauses wurde ich von ihr und ihrem Manne, sonach auch von den Uebrigen, betrachtet und behandelt. Meine musikalischen Gaben mußte ich geltend machen, meine Sprachfertigkeit, mein Vorlesertalent! Schritt vor Schritt leitete mich eine weise und mächtige Hand die große Ehrentreppe zum Allerheiligsten hinauf, und mit jeder Stufe wurde mir gezeigt, wie lächerlich, wie klein, wie wesenlos dies ganze Treiben sei, und als ich oben stand, für einige Zeit der Mann des Tages und der Mode, da lag das früher gelobte Land so tief und so weit unter mir, daß ich mit Beschämung und mit Lächeln an den Weg zurückdachte. Ich drückte die Hand meiner Führerin erschüttert an's Herz, und sie sagte zu mir schwer und bedeutend: „Nicht wahr, mein Freund, nun kehren wir um und zu uns selbst zurück?"

Die Gräfin ist das merkwürdigste Weib, welches in einer reichen und langen Erfahrung mir vorgekommen ist. Ohne blasirt zu sein, verachtete sie die ganze Umgebung, die große, glänzende Scene ihres Lebens aus vollstem und stolzestem Herzen. Sie kannte Alles, sie hatte Alles durchgelebt und ausgelebt, hinter jede Couliſſe geblickt, in jede Falte, in jeden Abgrund. Statt daß ein gewöhnliches Herz unter

solchen Studien erkaltet und zusammenschrumpft, war das ihre nur wärmer und weicher geworden, freilich nach innen gewendet und immer verhüllt. Sie war bis zur Reizbarkeit empfindsam, und hart bis zum Hochmuthe. Niemals habe ich ein Auge gesehen, welches die verschiedensten und grellsten Empfindungen so rasch und so voll ausdrücken, so mächtig und so hoch zurückdrängen konnte. Wenn sie es in stillen mitternächtigen Stunden mit dem wärmsten Strahl der Liebe und der Hingabe auf mir ruhen ließ, o dann hätte ich darauf geschworen, das unschuldigste und einfältigste Kind einer ländlichen Hütte in meinen Armen zu halten. Und wieder, wenn im Salon ein Seitenblick des Spotts, ein Wink des bittersten Hohnes, ein Blitz der Verachtung verstohlen zu mir herüberzuckte, um mir wieder eine Dummheit oder eine Schlechtigkeit in der Nähe anzudeuten, so war in diesem blassen, scharfgezeichneten Gesicht, in diesen dunklen Augen auch die leiseste Flamme eines weiblichen Gefühles erloschen, und es schauerte mich aus den Wellen ihrer schönen Marmorbrust eine Todeskälte an, vor der mein innerstes Selbst erschrack.

Man sagt, in aller Liebe sei die Täuschung, der Wahn, der fromme Glaube das Beste. Mir ist dieses Glück nicht geworden. Gerade die Hand der Liebe

zerriß mir alle Schleier und Nebel der Illusion und führte mich durch ein Labyrinth von Skepsis, durch lauter Verneinungen, zu sich selbst und zu mir zurück. Der Weg war lang, die Schule hart. Aber das Ziel und die Lehre deswegen auch doppelt hoch und tausendfach süß, reich und ewig. Ich genas von meinem Ehrgeize. Denn überall, wo ich den Sammt und die Seide der Ehre früher gesehen hatte, sah ich jetzt das schmutzige Unterfutter der Kriecherei und der Selbstverläugnung. Ich genas von meiner Genußsucht, weil ich an dem reinen, funkelnden Golde des Reichthums den Rost des ekelhaften Geizes, den Schweiß ägyptischer Dienstbarkeit unterscheiden lernte. Eine Binde nach der anderen fiel von meinem Haupte. Isis entschleierte sich mir langsam und feierlich. Jedoch starb ich nicht zu ihren Füßen, sondern ich erwachte an ihrer Brust, klar, resignirt auf Vieles, von allem Schwindel und allem Taumel frei, abgekühlt für die Welt und darum desto wärmer im innersten Leben, nicht mehr berauscht und noch nicht nüchtern, nur gesund in allen Dingen.

Glaubt mir: es ist eine Mähre, wenn es heißt, die Isis sei von Stein. Sie erscheint uns nur so, durch ihre sieben Hüllen gesehen. Ihr Herz ist Glut und ihr Blick Licht für den Geweiheten.

Ich muß Euch über einen Punkt aufklären, so widerstrebend ich es auch thue. Den Grafen meine ich. Er war ein guter Mensch und ein schlechter Diplomat. Damit wißt Ihr eigentlich Alles. Ich that sein Werk für ihn, wenn es eines war. Durch diese Finger liefen manches Mal die Fäden, welche das große Puppenspiel zogen und lenkten. Seine Frau studirte ihm die Reden ein, welche ich entworfen hatte. Brauche ich Euch zu sagen, daß sie diesen Mann nicht liebte, niemals geliebt hatte? Es war eine Verbindung, wie sie in jenen Ständen gewöhnlich geschlossen wird. Sie sprach selten und ungern von ihrem Verhältniß zu ihm. Nur das ärgerte sie, daß er Diplomat war. „Er schreibt mir das Gesicht vor," sagte sie, „welches ich machen muß. Ist an dem Hofe dort der Himmel klar, so darf ich lächeln, steht sein Herrscher mit dem hiesigen schlecht, so bin ich nicht zu Hause für Andere und langweile mich in meinem Cabinet für mich." Ein einziges Mal habe ich sie über ihre persönlichen und nächsten Beziehungen zu ihm gehört. Ich danke den Sternen, daß es das erste und letzte Mal war. In welcher fürchterlichen Aufregung warf sie sich an dem Tage an meinen Hals! Ich fürchtete, sie in meinen Armen sterben zu sehen, wie sie schluchzend und krampfhaft ausrief: „Nein, seinen Namen will

ich nicht mehr hören, nicht mehr führen. Sein Name widert mich an. Er macht ihn zum Gespötte der Welt. Und ich soll um Liebkosungen bei ihm betteln, die er an meine Modistin wegwirft? Ich soll ihm Alles, Alles geopfert haben, damit die Weiber mit Fingern auf mich weisen und die Männer mich impertinent und gierig angrinsen?!"

Das waren Auftritte, Freunde, die ich nicht von meinem inneren Gesichte verbannen kann, und streute ich auch die Asche eines ganzen Lebens darüber. Ich habe in die Häuser und in die Herzen der Menschen gesehen, an welchen das Volk wie zu einer privilegirten Classe emporstaunt, und ich schwöre es Euch zu, diese Häuser werden so gewiß fallen, bald fallen, als diese Herzen schon lange, lange gefallen sind. Sie glauben das nicht, sie läugnen es, sie wollen nicht sehen und nicht hören: laßt sie fühlen!

Es war im dritten Jahre meines Aufenthalts bei dem Grafen, daß sich aus kleinen und wenig bedeutenden Veranlassungen ein Zerwürfniß zwischen seinem Hofe und dem diesseitigen entwickelte. Wir saßen eines Morgens am Frühstück, der Graf schon angekleidet für die bevorstehende große Morgencour, als ein Cabinetscourier mit eiligsten Depeschen gemeldet wurde. Diese brachten entscheidende Ver-

haltungsregeln für den Gesandten, er sollte mit dem Hofe brechen, offen und gewaltsam, jedoch nicht bis zum äußersten Extreme. Insonderheit wurde ihm aufgegeben, bei der nächsten Cour mit Eclat zu Hause zu bleiben, ohne einen ernsten Vorwand zu suchen. Des Grafen Noth und Verlegenheit brauche ich nicht zu schildern; er sah bereits seine eilige Abberufung und einen fürchterlichen Völkerkrieg voraus. Wie ein Kind nahm sich der arme Mensch; wir mußten für ihn denken und handeln, während ihm der Kammerdiener die Gala-Uniform wieder auszog. Seine Besorgnisse rechtfertigten sich in der That, wenn auch nicht in dem Grade, wie er sie hegte. Das Wegbleiben des Grafen vom Hofe wurde wie eine schwere Majestätsverletzung geahndet. Unser Hotel, früher das Asyl guter Gesellschaft, ward gemieden wie ein Lazareth. Und obendrein durfte der Graf sich nicht darin abschließen, er mußte öffentlich erscheinen, im Theater, auf den Promenaden, um überall zu sehen, wie man ihm geflissentlich auswich, gröblich den Rücken kehrte. Die Gräfin litt getreulich mit ihm. Für ein Weib ist das wahrlich ein Leiden zu nennen. Sie trug es, wie der Mann es hätte tragen sollen. In der damaligen, wirklich peinlichen und nicht gefahrlosen Lage habe ich, wie in einer Feuer- und Wasserprobe,

ihren Charakter, ihren Muth erst als bewährt, als über die gewöhnliche Weiber-Philosophie erhaben, kennen und anbeten gelernt. Sie, die früher Gesuchte, Umringte, Gefeierte, sah sich verlassen, wohin sie kam; ihr Mund, sonst ein Orakel, fand keine Ohren mehr, ihre Loge in der großen Oper, das Ziel aller Lorgnons und aller Wünsche noch vor wenigen Tagen, war eine Einöde geworden, ihr Salon eine Wüstenei, worin nur einige Nachzügler, einige Malcontente, einige Nullmenschen, wie Strauße oder Kameele umhertrieben. Und wenn das Weib in der Welt stundenlange Demüthigungen und Kränkungen getragen hatte, so wartete ihrer daheim noch das härteste aller Schauspiele: der Mann mit seinen Schwächen und Launen, und mit seinem erbarmungswerthen Zorne, seiner rathlosen Verzweiflung. Nach solchen Martertagen flüchtete sie erschöpft zu mir: ich hatte das süße Glück, diesen fast gebrochenen Stolz aufrichten, dieses edle, kranke Herz wieder in sich selbst zurückführen zu dürfen. Nur bei mir konnte sie ohne Zwang und ohne Scheu weinen, sich erleichtern und erniedern. Und, es ist wahr, sie weinte damals oft. Das Weib behauptete zuletzt seine Rechte. „Nur abreisen,“ flehte sie; allein die Pflicht verbot es. „Auf das Land denn!“ Nein, lautete die Antwort, es wird ausge-

halten, so lange es uns gut dünkt. Und nicht einmal das Haus war ihr und ihm eine Freistätte, weil die ausdrücklichsten Befehle kamen, sich oft und frei öffentlich zu zeigen.

Denke ich jetzt an jene Zeit, so erscheint mir ihr Leid ein kleines, ich kann darüber lachen. Ihr gegenüber vermochte ich es nicht. Auch wenn ich sie nicht so gränzenlos geliebt hätte, würde ich mit ihr gezürnt und getrauert haben. So mischte sich bei uns Zorn, Liebe und Trauer immer zusammen, eines im anderen stärker oder auch schwächer. Und ich kann sagen, wir sind uns niemals eigentlich näher gewesen, als in jenen Wochen.

Ein Abend derselben gab uns, wonach im Stillen sie und ich lange gesehnt hatten, ein wirkliches Unglück statt einer stäten Quälerei. Das Gewitter entlud sich, freilich nicht auf der Seite, wo es aufgestiegen war. Ich gehe rasch über die Katastrophe hinweg. Ihr ahnt sie. Den Grafen hatte ein Zufall in das Geheimniß gezogen, welches ihm wie der Welt schuldiger erscheinen konnte, als es war. Er führte darauf erst einen entsetzlichen Auftritt mit der Gräfin herbei, dann einen empörenden mit mir. Er war froh, eine Gelegenheit zu haben, seine aus anderen Quellen entsprungene Leidenschaft gegen uns aussprudeln zu

lassen. Ich verließ das Haus noch in derselben Nacht. Das Schrecklichste bei diesem Schritte war, daß das Gerücht, welches seinen wahren Grund nicht errathen konnte, ihn meiner Feigheit und Treulosigkeit zuschrieb. Nun hat den Gesandten auch der letzte Freund verlassen, hieß es, und die Schadenfrohen frohlockten, während mir die Seele aus tausend Wunden blutete.

Ich dachte mit dem Grafen eine ernste und ehrenhafte Erklärung zu haben. Wir wechselten mehrere Briefe. Von ihr keine Kunde, keine Zeile. Endlich am Vorabend des Tages, der den Grafen und mich einander gegenüber stellen sollte, empfange ich ein Blatt von ihr, das letzte Zeichen ihres Lebens, welches ich bewahre, das allerletzte. Sie schrieb mir: „Ich folge Dir. Wenn du fliehst, in die Welt; wenn Du fällst, aus der Welt. Ewig die Deine."

Da ist das Blatt....

....Aber sie folgte nicht, ich floh nicht, ich fiel nicht. Angekommen am Orte der Bestimmung, werde ich nach einigen Minuten des Harrens von bewaffneten Leuten umringt, gestellt und abgeführt. Man macht mir den Proceß, wie Einem, der diplomatische Noten veruntreut, telegraphische Mittheilungen verrathen hat. Ihr kennt die Art und Weise solcher Verhandlungen

noch nicht, die furchtbare Heimlichkeit in unseren Tagen des Rechts, in einem Lande der Oeffentlichkeit. Ich verschwand für die Welt, die Welt für mich.

Aus jahrelanger Haft, aus dem Schweigen des Kerkers steige ich wie aus dem Grabe wieder empor. Mein Haar ist gebleicht, mein Scheitel kahl geworden. Ich kenne mich selbst nicht mehr, geschweige die Menschen. Nach und nach zu mir gekommen, frage ich nach dem Grafen. Er ist verschwunden. Ich eile ihm nach in seine Heimath; man weist mich an den Gränzen zurück, man droht, wenn ich es wage einzudringen, man zieht Steckbriefe hervor und nennt ein Land, ein fernes, fremdes und doch wohlbekanntes Land, bei dessen Namen mein Blut gerinnt. Ich stürze zurück, um nicht aus einem Gefängniß in eine Gruft zu fallen, ich suche, ich spähe, ich forsche mit dem Verlangen der Rache und der Sehnsucht der Liebe; es ist Alles umsonst. Im Innern eines ungeheueren Reiches ist er mir verloren gegangen, an dem ich mein Unglück blutig heimsuchen wollte. Und sie mit ihm, Gott weiß in welchen Schmerzen, Schmerzen um mich und durch mich. Ich habe nichts wieder von Beiden vernommen. —

Nun habt Ihr den Schlüssel zu meinem Leben, zu meiner Heftigkeit, zu meinem Zorn, zu meinem

Ingrimm. Nach jener Zeit habe ich nicht mehr gelebt. Auch wollte ich nicht. Ich versenkte das Vergangene wie einen Hort in meine Brust, und darüber rauschte der seichte, laute Strom der täglichen Woge gleichgiltig und mißfarbig fort. Ihr seid die Ersten, welche ich in seine blauen Räthsel hinunter blicken lasse; die Ersten, die Letzten, die Einzigen. Was jetzt noch an mir ist, ein früh alt und stumpf gewordener Mensch, der nichts will und nichts soll in der Welt, — seht, es verlohnt sich der Mühe nicht, darüber noch zu reden und zu klagen.

Füllt mir die Gläser! Und wollte der Himmel, es wäre ein Tropfen der alten Lethe, welchen wir hinunter stürzen! Auf Vergessen, Freunde, auf ewiges Vergessen! —

Der dritte Freitag kam, nur der Poet nicht, welcher erzählen sollte. Er hatte den zwei Anderen, dem Cravaller und demjenigen, welcher nicht mehr Diplomat geheißen ward, durch die kleine Polin ein Brieflein zustellen lassen, darin stand:

— Geht allein heute und trinkt allein und seid allein fröhlich! Die Geschichte des Poeten bleibt er Euch schuldig; denn seine Geschichte ist noch nicht fertig. Es wird ein Frei-Tag kommen, welcher ihr den rechten Schluß macht. Und dann kommt auch er wieder, Euer Poet! —

— — — — — —

Von andern in Prosa geschriebenen Schriften Dingelstedts haben wir besonders noch jener Werke zu gedenken, welche in leichter Touristenmanier von ihm geschrieben sind, in dieser leichten Umhüllung indeß nicht selten einen vollen Werth bergen. Wir meinen das Wanderbuch und die unter dem Titel „Jusqu' à la mèr" erschienenen Erinnerungen an Holland.

Das Wanderbuch erschien in zwei Bänden 1839 und 1843 im Verlage von W. Einhorn in Leipzig. Ein bunter Inhalt, eine leichte, gefällige Prosa sind seine Vorzüge, einiges des mitgetheilten Allerlei ist von besonderem Werthe. Dahin rechnen wir aus dem ersten Bande besonders die „Traum-Novelle", aus dem zweiten die „Briefe aus Paris". Die erstere theilen wir hier ganz mit, aus den Briefen nur ein kleines Bruchstück.

Traum-Novelle.

— „Sehen Sie hier, meine Damen und Herren! die eigentliche Krone, das Haupt- und Prachtstück unserer dießjährigen Ausstellung!" So rief mit begeistertem Dilettanten-Tone der alte Titular-Rath und pflanzte sich mit einem Kreise von Zuschauern, denen sich der Unermüdliche zum Cicerone aufgedrängt hatte, vor einem der ausgestellten Gemälde in breiter, gemächlich und kunstverständig betrachtenden Stellung auf. „Allerliebst, wundervoll!" flüsterte es in der kleinen Gruppe; denn der alte Rath galt für einen Kenner und man konnte ihm dreist etwas nachsprechen, ohne in Gefahr zu kommen, sich gewaltig zu blamiren. „Welcher kräftige, markige Pinsel, welch' köstliche Färbung des Fleisches und der Gewänder!" bemerkten ein Paar Stutzer unter der Lorgnette heraus und

zogen sich im Gefühle, etwas sehr Treffendes gesagt zu haben, stolz in ihre Vatermörder zurück. Man kam darin überein, das Bild köstlich zu finden, und ein Schöngeist, der mit allzeit fertigem Bleistift in der Hand die Säle der Kunstausstellung durchwanderte, strich sich die Nummer mit einem starken nota bene an.

Das Bild hing nah' am Fenster, so daß ein volles, vortheilhaftes Licht darüber ausgegossen war. Es stellte in Lebensgröße ein etwa sechzehnjähriges Mädchen dar, welches eine Harfe in den Armen hielt. Das bleiche, von dunklen, glatten Haaren umfluthete Antlitz war ein wenig zur Seite geneigt, die tiefschwarzen, von unendlicher Gluth durchdrungenen Augen blickten unter langen Seidenwimpern langsam empor, und die weißen, schmalen Finger tändelten lässig mit den Saiten des Instruments. Die Erfindung des Bildes war ungemein einfach; es schien eher Portrait zu sein, als Phantasie-Gemälde, so warmes wirkliches Leben strömte aus jedem einzelnen Zuge. Von Details und Umgebung war kaum die Rede; den Körper des Mädchens umwogte ein schwarzseidenes Gewand, das die blendende, durchsichtige Weiße des Halses und der halb entblößten Arme um so mehr heraushob; Harfe und Hindergrund waren mit flüchtigen Strichen hingeworfen. Alle Kunst concentrirte sich in dem Gesichte

des Mädchens und hatte darin die schönste, wunderbarste Natur herausgestellt. Man konnte sich von diesen dunkelsüßen, selig-tiefen Augen nicht losreißen; wie Sterne aus einer wollustwarmen Frühlingsnacht, sahen sie aus dem leise gebleichten, regelmäßig edlen Antlitz heraus. Ein stilles Sinnen hatte sich, wie ein Schleier, ein Hauch, über die Züge gelegt, und es schien, als ob der Mund mit den frischen Lippen sich zitternd bewegte, oder zu halben Reden, zu unbewußtem Gesange sich öffnete.

Der Rath mit seinen Begleitern hatte das Bild schon wieder verlassen. Seine Stimme war an einem andern Ende des Saales hörbar, wo er mit zwei Worten das Todesurtheil über eine „verfehlte" Landschaft aussprach. Er zog wie ein Menagerie-Wärter in den Zimmern umher, deutete mit den Fingern auf zehn verschiedene Gemälde, focht mit Händen und Füßen und war, im Schweiße seines Angesichts, sehr gücklich. Ich erwartete alle Augenblicke ihn mit der Stentorstimme eines van Aken et Consorten ausrufen zu hören: „Hier meine Herrschaften! sehen Sie den kleinen Waschbären, wächst bis er ausgewachsen ist" u. s. w.

Ich danke dem Himmel für seinen Abgang und für eine ruhige Minute, in der das belagerte Gemälde endlich einmal frei für mich zu werden schien. Denn

ich hatte es sehr lieb, sehr. In einer fremden, großen Stadt, wo mich die steinernen Häuser mit den hohlen Fenster-Augen feindselig anglotzten, mitten unter unbekannten Gesichtern, hatt' ich mich ganz in das holde Mädchenbild hineingelebt. Jeden Morgen, wenn die Ebbe der Besuche eintrat, pflegte ich ein Paar Minuten vor demselben zuzubringen. Mir war das wie eine stille Andacht; ein Meer von dunklen Gedanken, von Erinnerungen an Heimath und Jugend und alles Süße, Kindliche im Leben strömte aus den Augen des Harfenmädchens in mich über.

Als ich mich eben wieder recht hinein versenken wollte, traten zwei Damen Arm in Arm vor mein Bild und sahen es lange an; die eine war eine große, volle Blondine, die andere war eigentlich gar nichts. Jene warf einen schnellen Blick um sich her, und da sie außer mir in der Nähe Niemanden gewahrte, wandte sie sich mit den französisch geredeten Worten zu ihrer Begleiterin: „Sieh Nanny! das ist's. Dieses Bild macht mein ganzes Unglück; ihm hat mich Giuseppo geopfert."

Was ihr die Kleine antwortete, weiß ich nicht. Denn ehe sich noch der Faden ihres Gesprächs anspinnen und weiter entwickeln konnte, schritt ein hoher Mann, die Arme im Rücken gekreuzt und gesenkten

Hauptes, zu dem Gemälde heran. Seine dunklen Augen, die beinahe unheimlich unter den stolzen Braunen hervorleuchteten, hefteten sich fest an das Bild, und die schmalen Lippen murmelten unverständliche Laute in sich hinein. Er schien für nichts außer dem Gemälde Sinn zu haben; so bemerkte er auch nicht, wie die beiden Damen bei seiner Herannäherung sichtlich zusammenschraken, wie namentlich die große Blondine mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes seinem bewegten Mienenspiele folgte und, von einem unsichtbaren Zauber gefesselt, die Stelle nicht verlassen zu können schien, welche ihr unter den Füßen sichtlich brannte. Mittlerweile waren dem Manne mehrere Gruppen gefolgt, aber wie es schien, in scheuer Entfernung; ein leises Zischeln und Fingerzeigen lief durch die ganze Gesellschaft, deren Aufmerksamkeit sich ausschließlich auf das Bild, und noch mehr auf den Beobachter davor hinrichtete.

Die ganze Geschichte mit dem, mir ohnehin so interessanten Gemälde, erregte meine Neugier und Theilnahme in ungemeinem Grade. Als nun gar die Blondine nach minutenlangem Stillschweigen zu dem Manne herantrat und mit dem leise, liebevoll ausgesprochenen Namen: „Guiseppo" ihre Hand auf den untergeschlagenen Arm des Unbeweglichen legte — als dieser,

wie aus einem Traume erwachend, sich seufzend über die hohe Stirne strich, das Mädchen neben ihm ansah, ihre Hand zärtlich küßte und sich dann mit einem langen Blicke auf das Bild durch die um ihn versammelten Kreise drängte — da gelobte ich mir, die geheimnißvolle Geschichte von dem großen, schwarzen Giuseppo und der geopferten Blondine und dem schönen Mädchenbilde ganz gewiß zu erfahren.

Mein Glück führte mir den Rath entgegen. Er hatte sich von seiner Gesellschaft getrennt und suchte, mit den Augen im Saale umherirrend, wen er verschlänge. Ich trat mit einer sehr bescheidentlichen Verbeugung zu ihm, gab mich ihm als Fremden zu erkennen, der aber seinen Namen unter den Patronen und Kennern hiesiger Kunst bereits vernommen und dessen Träger par distance pflichtschuldigst bewundert habe, und bat ihn um einen Aufschluß über den Meister des Harfen-Mädchen-Bildes und über die bei demselben eben vorgefallene Scene.

„Werther Herr!" antwortete der Geschmeichelte und legte herablassend seinen Arm in den meinigen, „das ist eine gar dunkle, hochpoetische Geschichte. Sehen Sie nur, dieser Giuseppo, wie man ihn hier allgemein nennt, kam vor etwa 5 Jahren in unsere Residenz; der Ruf eines bedeutenden Malers ging ihm voraus

und verschaffte ihm in den ersten Zirkeln eine glänzende Aufnahme. Nun, das muß ihm der Neid lassen, seine Kunst versteht der Mensch. Haben Sie sein Bild gesehen, die Harfnerin? Süperbe, sag' ich Ihnen! ganz süperbe."

Und nun ergoß er sich abermals in einen breiten Strom tönender Lobsprüche über das Gemälde, so daß ich durch eine wiederholte Frage nach seinem Schöpfer, der Ueberschwemmung endlich einen Damm setzen mußte.

„Ein sonderbarer Mensch, eine Künstler-Natur!" fuhr der Rath fort und zuckte die Achseln; „trägt sich höchst negligeant, spricht als Italiener sehr schlecht deutsch, malt nur nach eigenem Belieben und nie auf Bestellung, weil er ein beträchtliches Privatvermögen besitzt, schließt sich bei Tage ein und macht poetische Abendgänge — ein Künstler, werther Herr! ein ganzer Künstler mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen."

„„Aber das Bild?"" forschte ich weiter und stellte den dienstfertigen Berichterstatter in einer Fensternische fest, daß er mir nicht wieder entwischen oder in seinen Schilderungen auf Abwege gerathen sollte.

„Giuseppo hat bis jetzt", erzählte der Rath, „auf jede unserer Kunstausstellungen ein Bild geliefert,

aber stets einen Löwen. Gewöhnlich wählt sein Pinsel dunkle, dämonische Vorwürfe, Nachtstücke, Hexenscenen, Visionen, wie das ganze Wesen des Mannes ein wildes und getrübtes scheint. Dieses Mal erschien er plötzlich mit jenem weiblichen Bild, von dem Niemand so eigentlich zu sagen weiß, ob es Portrait ist oder Phantasiestück. Sie haben das Bild selbst gesehen, darum erlassen sie mir eine Beschreibung, welche doch den unnennbaren Zauber desselben nicht wieder geben könnte. Ich sage Ihnen nur, es ist der Liebling des Publikums, und unser Fürst hat bereits den Entschluß ausgesprochen, dasselbe um jeden Preis für sein Cabinet zu gewinnen. Nur ist dabei ein kleiner Mißstand. Giuseppo, dem man bereits Anfragen und Anträge gethan, erklärt, er wolle sich unter keiner Bedingung von seinem Bilde trennen; er geräth in Wuth, wenn man nur von einem Ankaufe desselben redet. Neulich, ehe die Kunstausstellung eröffnet wurde, fand man ihn in seinem Zimmer auf den Knieen vor dem eben vollendeten Bilde liegen, das Antlitz todtenbleich und verwirrt, alle Züge in gräßlicher Aufregung. „Ich lasse sie nicht!" schrie er dem Menschen zu, welcher es zur Ausstellung abholen wollte, und dann wieder stieß er es hastig von sich und sprach: „nehmt sie, nehmt sie!" Jeder Morgen findet ihn vor seinem Werke, in stum-

mer, zitternder Betrachtung verloren, einmal als er wegging, hab' ich ihn — aber das bleibt streng unter uns — den Namen Evelina flüstern hören. Ich sage Ihnen, Freund! es ist eine mysteriöse Geschichte mit dem Bildniß; ich fürchte, sie wird dem Manne den Verstand kosten. Bei seiner südlichen Reizbarkeit, seinem künstlerischen Stolz und der ganzen, finstern Tiefe seines Wesens — glauben Sie mir! es thut nicht gut!"

Damit schloß der gefällige Rath seine lange Relation und blickte mit einem mitleidigen Seufzer nach dem ominösen Bilde hinüber. Auch meine Augen hatten unwillkührlich dasselbe wieder aufgesucht und ergingen sich, wie von einer magischen Gewalt gefesselt, in dem Reize jener einfach schönen Züge. Ich dankte dem Rath für seine freundliche Belehrung und schritt sinnend aus dem Zimmer. Der Duft der Oelgemälde, das dumpfe Geräusch der Menschenstimmen fern und nah, die verschlossene heiße Luft in den überfüllten Sälen, hatten meinen Kopf sammt der eben angehörten Geschichte so eingenommen, daß ich eines Ganges unter freiem Himmel unter grünen Bäumen sehr benöthigt war.

Die große Blondine war erste Sängerin am Hoftheater und wohnte am Jakobsplatze. Hinter ihrem Fenster stand ein gelber Kanarienvogel, und große, grüne Blumen, durch deren Blätter ihr tiefes, blaues Auge zuweilen niederlugte auf die lebendige Straße. Ach! da drinnen mocht' es gar heimlich und traulich sein. Der Kanarienvogel sang und schlug mit den Flügeln und sprang in seinem Käfig herum, die Blumen flüsterten und blühten geschwisterlich in einander, und das Mädchen saß mitten in dem ewigen Frühling wie seine Nachtigall, oder wie seine Zauberin, oder wie die Königin der Nacht. Oft sang sie auch und dann war der Kanarienvogel ganz gegen thierische Natur stille und drehte horchend den Kopf mit den hellen Aeuglein nach ihr herum, und unten auf der Straße blieben die Leute stehen, seufzeten, schlugen an ihre Brust und sprachen: „Wer droben wäre!"

Jettchen würde viel Anbeter gehabt haben, auch wenn sie nicht erster Sopran gewesen wäre. So aber wurde es unter ihrem Fenster den ganzen Tag nicht leer. Militairs rasselten mit Sporen und Säbelscheide, Civilisten mit Stöcken und Stoßseufzern auf dem Pflaster herum; friedliche und kriegerische Blicke flogen im Kreuzfeuer nach der Stelle hinter dem linken Eckfenster, wo sie gewöhnlich saß, und wenn sie in's

Theater zog und aus der Probe kam, folgten ihr in allen möglichen Entfernungen Begleiter aller Stände, alte Jünglinge und junge Greise, ästhetische Ladenhüter und speculirende Gelehrte. Jettchen war aber ein närrisch' Mädchen. Sie schien von dem Allen keine Notiz zu nehmen; sie begegnete ihren Anbetern frei und freundlich, stieß keinen zurück und forderte keinen auf, und wenn es ihr einmal mit der Belagerung ihrer Fenster zu arg wurde, ließ sie die weißen Vorhänge herunter und legte sich auf's Sopha, um mit geschlossenen Augen ein wenig zu lächeln, oder eine halbe Arie durchzusingen. Führte sie nun ihr Weg auf einem Balle oder in Gesellschaft in die unmittelbare Nähe ihrer Trabanten, da stand sie wieder hell und harmlos unter ihnen und hielt sie Alle in so gemessenen Schranken, daß selbst das blühendste Compliment, die längst vorbereitete und durchdachte Erklärung auf den bärtigen Lippen der kühnen Krieger plötzlich gefror. Man wußte so recht nicht aus ihr klug zu werden. Sie war eine treffliche Sängerin und ließ sich so ungern besingen; sie war als Schauspielerin gefeiert und hatte wieder so wenig von einer Schauspielerin; sie schien auf der Bühne zu Hause zu sein und zu Hause auf der Bühne; denn dort war sie frei und groß, und hier so sittsam und fromm be-

schränkt, als ob sie fortwährend vor dem gesammten Publikum stände.

Ei! wie das die Stutzer in der Residenz wurmte, daß keiner ein Blümchen von ihr aufzuweisen hatte, oder ein Billetchen, oder ein Bändchen; nicht einmal von einem Kusse konnten sie sich unter einander belügen, denn es hätt' es ihnen keine Seele geglaubt. Die Thees aber und die Cercles verzweifelten schier; denn von dem Mädchen ließ sich doch auch nicht eine interessante Geschichte erklatschen, nicht ein Scandal austreten — es war zu toll.

Ach! ihr hochgebornen Blicke und Brillen und Lorgnetten, wenn ihr durch die grünen Rouleaux hättet dringen können zur Zeit, da man die Lichter angezündet, in jenes Gemach hinein, wo Jettchen wohnte und der Kanarienvogel und die ausländischen Blumen. Da saß sie fast täglich in der Woche mit einem bleichen, großen Manne und die Beiden hatten ihre Hände gefaßt und flüsterten mit einander und verschlangen sich in Armen und Küssen, daß dem eifersüchtigen Kanarienvogel die scheltende Stimme ausgehen wollte.

Das war nämlich der Giuseppo. Er war noch nicht lange aus Italien angekommen, als ihm Henriette bekannt wurde, erst auf dem Theater, hernach in häuslichen Kreisen. Der stolze Mann, der nichts geliebt

hatte im Leben, als seinen Pinsel, machte sich weiß, er suche nur deßwegen die Sängerin so gern, so oft auf, weil er in der Sprache seines vergötterten Vaterlandes mit ihr reden konnte. Aber bald ging's mit dieser Täuschung nicht mehr. Ihm wollte kein Strich gelingen, kein Gedanke kleidete sich in die rechten Farben, wenn er nicht aus Jettchens Blick und Wort Kraft gesogen hatte. Das Mädchen zierte sich auch nicht. Als er sie fragte — und es war damals gerade Herbst geworden, wo die Blätter von den Bäumen fallen und die Wehmuth auf's erweichte Herz — gestand sie ihm, daß sie ihn lieb habe.

Frommer Kuhbach! in Deinem Andachtsbüchlein steht wohl nichts von solcher Liebe geschrieben? Du giebst christlichen Liebesleuten den Rath, sich in Züchten und Ehren fein gottselig zu vereinigen, wenn es die leiblichen Verhältnisse gestatten und zur rechten Zeit den Bräutigamsfrack auszuziehen, um ihn mit dem ehelichen Schlafrock zu vertauschen. Aber ehrlicher Kuhbach! Dein Buch ist auch nicht für einen Mann geschrieben, der ein Maler ist und aus Rom, noch für eine Hofopernsängerin, welche schon tausend ehrliche und unehrliche Anträge zurückgewiesen hatte, weil sie eine große Künstlerin war und wußte, daß es eine Liebe geben müßte in der Welt.

Ach! sie hatte ihn ja so lieb, ihren Giuseppo, sie gab sich ihm so stark, so still, so innig hin, und er schmolz an ihrem Busen ganz aus der starren Schale heraus, welche sich in Folge früher Schmerzen um die weiche Natur des Mannes gelegt hatte. Wie schlug ihr Herz, wenn sie zur gewohnten Stunde den Tritt des Malers auf der Treppe vernahm, wie floß der liederreiche Mund über von milden, musikalischen Liebkosungs-Worten und heißen, heftigen Küssen, wie rankten sich die vollen Arme um den starken Nacken des Italieners! Er aber saß da und begrub sich in die lichten Tiefen ihrer Augen und wühlte mit begeisterten Künstlerblicken in den schönen Zügen seines Mädchen, bis er müde wurde vom Genusse, und geblendet vom Anschau'n. Dann sank er wohl träumend an ihrer Seite nieder und ließ das schwarze Lockenhaupt ruhig auf den Wellenschlägen ihres Busens treiben, — süßer Port für den verschlagenen, heimathlosen, reisematten Pilger!

Die Künstler-Liebe hatte denn wohl zwei Jahre fortgeträumt. Er hatte noch gar nicht von Heirathen gesprochen und von Brod und Versorgung, sie hatt' ihm auch noch keinen Ring geschenkt mit zwei Händen, oder zwei Namen, oder einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Verlobt waren die Beiden

nicht, — sie liebten sich bloß. Denke nur, frommer Kuhbach! wie leichtsinnig!

Und die Leute hatten von der ganzen Geschichte nichts gemerkt? Nein, obschon es eine Residenz war und Jettchen Sängerin und Giuseppo ein hitziger Kopf, der nicht lügen konnte, aber wohl schweigen; nein! sie hatten nichts gemerkt.

Da begab es sich, daß Giuseppo von einer dreimonatlichen Reise durch Süd-Frankreich zurückkam und an selbem Abende nicht zu Henrietten ging, sondern in sein Atelier, allwo er sich acht Tage lang einschloß, ohne Jemanden vor sich zu lassen, als seinen alten Diener, einen Neapolitaner, der kein deutsches Wort redete noch verstand. Henriette hatte das Zeitungsblatt gelesen, worin er unter den „Einpassirten" feierlichst aufgeführt war. Am ersten Tage küßte sie es, und schwang es hoch wie eine Freudenfahne, am zweiten Tag schüttelte sie den Kopf und meint', es wär' eine gedruckte Lüge, am dritten weinte sie auf das Löschpapier, und als die heißen Thränen die Buchstaben des geliebten Namens nimmer wegbrennen wollten, legte sie das Blatt still zur Seite. Denn Giuseppo kam nicht. Am vierten Tage aber schrieb sie ihm: „Ist Giuseppo zurückgekehrt oder abgereist von seiner Henriette?" und sandt' ihm die Worte durch

ihre Dienerin, welche den Maler kannte. Das blaue Couvert kam aber uneröffnet wieder und die Magd ergoß sich in Schmähungen über den Herrn, der ihre Herrin verlassen habe, und in Schimpfreden gegen den stummen, groben Bedienten.

Als es der sechste Abend war nach des Malers Rückkehr, ließ Henriette die Rouleaux wiederum herab und zündete ihr Licht an und wartete, bis es ihr zu lang ward, und zu schwer und zu heiß und zu qualvoll. Da hing sie den ältesten Mantel aus ihrer Garderobe um und setzte den Hut ihrer Magd auf die blonden Locken und schritt durch die kühle, sternhelle Herbstnacht dem Gartenhause zu, welches Giuseppo bewohnte. Behutsam schlich sie an dem in der Vorhalle eingeschlafenen Diener vorüber, gerade auf sein Zimmer zu. Das Haus war todtenstill und todtendunkel. O wie pochte der Busen des Mädchens, als sie die bebende Hand auf den Drücker legte und das Ohr leise dem Schlosse näherte. Drinnen Alles, Alles still. „Guiseppo!“ flüsterte sie, erst langsam und gepreßt, wie Geisterhauch, und dann rasch und abgestoßen, und endlich klagend und sehnend, wie eine verirrte Nachtigall.

Und siehe! auf that sich die Thüre des Zimmers mit schnellem, heftigen Druck und der Maler stürzte

heraus, mit gesträubtem Haare, bleichen Wangen und zuckenden Lippen, auf denen der Name Evelina schwebte. Wie er bei dem Scheine des Lichtes, welches seine Hand gefaßt, des Mädchens ansichtig wurde, die schwindelnd, hinbrechend vor ihm stand, die zitternden Arme ihm entgegengestreckt, da warf er sich plötzlich laut jammernd auf die Knie, bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und lag so vor dem Mädchen, das sich sprachlos über ihn beugte und die brennende Stirn in seine Haare begrub.

In der Malerstube sah es unordentlich aus. Die Reise-Koffer standen noch unverändert am Boden umher; nur in der Mitte des Zimmers war eine freie Stelle und darauf eine Staffelei, umgeben von den Arbeitsgeräthen des Künstlers. Dort mußte er gemalt haben, lange und unabläßig; man sah es an den entzündeten Augen, die gewiß lange kein Schlaf berührt hatte, an dem schlaffen, eingesunkenen, übernächtigen Gesichte des Mannes.

Nach langer Pause ergriff Giuseppo der Sängerin Hand, führte sie langsam zu der Staffelei und drehte das auf derselben ruhende Gemälde ihrem Blicke zu. Es war die Harfnerin in ihrer ersten Anlage. Noch war nichts ausgeführt, als die dunklen, feuchten Augen und die schauten aus dem grauen, verwirrt un-

termalten Grunde gar hell und doch gar schauerlich heraus, wie ein Paar Sonnen aus einer chaotischen Urnacht. „Evelina" stöhnte Giuseppo aus tiefer Brust auf und sank vernichtet an dem Bilde nieder, die Füße der Sängerin krampfhaft umklammernd. Die aber schaute sich das angefangene Gemälde recht lange an, bog sich dann leise zu dem Manne hernieder, drückte seine Hand an das Herz, welches stillstehen wollte, und flüsterte in sein Ohr: „Recht so, Giuseppo! Lieber brechen, als täuschen!" Dann ging sie geräuschlos nach Hause.

Damals wurd' es bald Winter. Und das war ein recht harter, böser Winter. Das Eckfensterchen an dem Jakobsplatze hatte zwar prächtige Blumen angesetzt, aber von Eis. Die grünen dahinter ließen die Köpfe hangen, denn sie waren erfroren, und der Kanarienvogel ließ auch den Kopf hangen. Seine Herrin lag auf schmerzlichem Krankenlager und der Arzt meinte selbst nach ihrer Genesung, sie müsse sich recht schonen, ihre Brust sei angegriffen. Da saß sie wieder an der alten Stelle und die Offiziere und die Civilisten gingen wieder rappelnd unten herum mit entzückten Gratulations-Gesichtern; als sie zum ersten Male wieder sang, hatten sie ihr sogar grüne Kränze und verdorrte Gedichte auf's Theater geworfen. Wäh-

rend ihrer Krankheit war jeden Abend der Maler gekommen und hatte die Dienerin um das Befinden der Signora gefragt; die aber wies ihn immer recht kurz und schnöde ab und sagte der Sängerin, wenn diese bleich und schwach dalag, wie eine gebrochene Rose, unter heftigem Schluchzen und noch heftigerem Schelten: „Sehen Sie, Mamsell! ich hab's Ihnen immer gesagt. So ist das verdammte Malervolk! Hätten Sie nur damals den Grafen genommen, wenn er auch ein Bischen eine schiefe Nase hatte, oder den dicken Homöopathen."

Alter Kuhbach! Du magst doch wohl Recht haben; die Magd ist im Ganzen auch Deiner Meinung.

Kurz nach Henriettens Genesung war Giuseppo in der Dämmerstunde einmal zu ihr getreten; die Beiden hatten lange, lange zusammengesessen und geredet, und zum Abschied küßten sie sich sanft und weinten sanft, sie sowohl, wie der stolze, strenge Mann, selbst die alte Magd weinte, wie sie die Treppe hinunter leuchtete. —

Er ist nicht wieder gekommen, hat sie aber oft von ferne gesehen und manchen blauen Brief von ihr erhalten und manchen Brief an sie abgesandt. Von seinen Kunstgenossen und Bekannten sah er Niemanden mehr; er war fortwährend im Atelier eingeschlos-

sen und malte an dem Bilde des Harfenmädchens. Zur Ausstellung, die mit dem Frühling begann, war es fertig. Und der alte Rath lobte es sehr und der Fürst wollt' es kaufen.

Darüber, daß Giuseppo geisteskrank sei, war man in der Residenz längst einig. Aber über den Grund und die eigentliche Natur dieser Seelenstörung stritten die Gelehrten ein Langes und ein Breites. Daß das Bild mit im Spiele sei, wußte man und suchte mit allerlei Ahnungen und Conjecturen den Nagel auf den Kopf zu treffen. Sein Collega, der Hofmaler, der Behufs seiner Theater-Dekorationen in der Mythologie stark bewandert war, verglich ihn mit Narzissus, welcher sich in sein eigenes Bild vergafft hatte und konnte bei seiner Passion für das Solide nicht begreifen, wie man sich in ein Gemälde, in ein Geschöpf der eigenen Hand verlieben und hineinleben könnte. Dabei strich er sich mit bescheidenem Selbstgefühl den Bauch und meinte, so etwas solle ihm nie passiren. Ein belesener Advokat erzählte als Parallele die Geschichte von dem französischen Goldschmidt René Car-

dillac, welcher, von einem natürlichen Gelüste unwiderstehlich getrieben, seine eigenen Arbeiten wieder hätte stehlen müssen, und darüber manche abscheuliche Mordthat begangen habe. Der Stadtpoet machte den besten Gebrauch von der Sache und lieferte für das belletristische Tagesblatt der Residenz einen Sonetten-Kranz, der unter dem Titel „Pygmalion“ die Historie von dem verrückten Maler und seinem Bilde höchst geistreich und gereimt behandelte.

Die Kunstausstellung, welche allen diesen Ansichten noch höhere Wahrscheinlichkeit gab durch die verschiedenartigen Scenen vor dem Harfenmädchenbilde, sollte mit dem vierundzwanzigsten Mai zu Ende gehen. Ich war am Nachmittage noch da, um von den geliebten Gemälden Abschied zu nehmen und dann der Residenz ein kühles Lebewohl zu sagen. Es war ein schöner Maiabend, der Himmel hatte am Tage große, schwere Tropfen auf die grüne Erde herabgeweint und lag jetzt in tiefblauer Reinheit über der Stadt und auf den duftigen Bergen. Seine Sonne goß milde Lichter über die Säle, durch welche die schauenden Menschen stiller und sinnender wandelten, als gewöhnlich, wie durch eine liebe Gegend, die man bald verlassen soll. Ich stand an dem hohen Fenster und blickte bald hinaus in den frischen Abend, bald hinein

auf die Gemälde, die in goldenen Rahmen, vom letzten Sonnenschein verklärt an den Wänden hingen. Da war auch die Harfnerin noch, die geliebte, aber oben daran hing ein prahlender gedruckter Zettel mit dem Worte „verkauft!“ Mich gemahnte der Zettel wie ein Leichenschein und die ganze Ausstellung in dem Augenblicke wie ein großer Sclavenmarkt.

Jetzt schlug es draußen sechse und der Diener mit der großen, tönenden Glocke trat herein und läutete das Bilderfest zu Grabe. Hinaus ergossen sie sich, die lärmenden Menschenwogen unter bunten Abschiedsgrüßen an die verlassenen Bilder. Und wie ich mich noch von ihnen forttreiben lasse, begegnet mir hart an der Thür Giuseppo. Ich hatte ihn seit der letzten Scene vor dem Evelinen-Bilde nicht wieder gesehen. Sein damals so wild erregtes Gesicht schien heute in eine ebenmäßige stille Ruhe zurückgekehrt; bleich war er noch, wie immer, aber in den schwarzen Augen war das flackernde Feuer des Irrsinns erloschen, sein Gang war fester, gewogener geworden. Unwillkührlich blieb ich am Ausgange stehen, nach ihm hinüberblickend und lauschend. Ich hörte, wie er mit dem Aufseher der Ausstellung verabredete, in dem Saale, wo sein Bild hing, noch eine Stunde verweilen zu dürfen, um eine begonnene Copie desselben zu vollen-

den, den Menschen sandte er mit dem Bedeuten hinweg, daß er mit Hülfe seines eigenen, ihm als Maler anvertrauten Schlüssels aus den Sälen schon herauskommen wolle. Bei einem letzten Blicke auf ihn sah ich ihn bereits vor dem Gemälde sitzen, welches er mit ruhigen, festen Augen musterte; dann schritt ich, eine unendliche Beklommenheit auf der Brust, langsam die breiten Stufen hinunter, und fand mich nach wenig Augenblicken auf der Straße allein.

Am folgenden Morgen wurden die eingekauften Gemälde aus dem Lokale der Ausstellung abgeholt. Ich hörte das und konnte mir ein letztes Wiedersehen der Harfnerin nicht versagen. Als ich kam, waren erst wenige dabei beschäftigte Personen vorhanden; der Aufseher öffnete die Flügelthüren, und wir traten hinein. Mein erster Weg war zu Giuseppo's Bilde.

Als ich das Zimmer öffnete, strömte mir ein starker, betäubender Duft entgegen, fast wie der von einer großen Menge Mandeln. Ich näherte mich besonders dieser Stelle — Schau —

Das Bild lag umgeworfen an der Erde, Giuseppo daneben, mit dem Gesicht auf dem Boden, die Figur in ganzer Länge ausgestreckt, wie die eines Schlum-

mernden; neben ihm stand der Tisch mit dem Malergeräthe.

Ich weiß nicht, ob ich in diesem mir unvergeßlichen Momente, ergriffen von den Schauern, den Ahnungen des Geschehenen, nach Hülfe gerufen habe; als mein Bewußtsein wiederkehrte, (denn ich wurde ohnmächtig, theilweise wohl von der Atmosphäre,) hatte sich eine wirre Gruppe fremder Menschen um uns gesammelt. Giuseppo lag noch am Boden, das Gesicht aber war umgewandt — ein marmorkaltes, marmorweißes Todtengesicht. Neben ihm kniete der Arzt. Ich hörte wie er nach wenig Augenblicken der Beobachtung die Worte murmelte: „Keine Rettung möglich; er hat Blausäure genommen!“ Eine Glasphiole, die man bei genauer Untersuchung in der krampfhaft geschlossenen Hand des Todten entdeckte, gab seinen Worten Bestätigung. Das Gewühl um den Leichnam schwoll mit jeder Secunde an, denn pfeilschnell hatte sich das Gerücht von dem Entsetzlichen durch die aufgeregten Gassen gewälzt. An der Seite des Todten saß bereits eine hohe obrigkeitliche Person und las mit lauter Stimme, auf dem Malertische die Akten ausbreitend, ihr visum repertum ab.

Mir wurde von all dem Lärm, durch welchen das polizeiliche: „Actum am 25. Mai“ trompetenhell hindurchklang, so entsetzlich elend zu Sinne, daß ich eine

neue Ohnmacht nahe glaubte. Plötzlich fühl' ich einen leisen Druck auf meiner Schulter; ich wende mich um und, siehe! da stand der alte Titular-Rath aus der Kunstausstellung. „Werther Herr," flüsterte er mit tonloser Stimme, „hab' ich es Ihnen nicht neulich vorhergesagt?" Und dabei bot mir seine schlotternde Rechte mechanisch eine Prise und unter der Rathsbrille sah ich zwei dicke Thränen herausquellen. Am Arme des Gefälligen schwankte ich halb bewußtlos hinaus. —

Denselben Abend sollte im Opernhause ein neues Stück gegeben werden. Schon am Mittag cursirten aber die Zettel, daß wegen Unpäßlichkeit der Dem. Henriette die auf heute angekündigte Vorstellung unterbleiben müsse.

Wenige Tage darauf verließ ich die Residenz. Als der Wagen über den Jakobsplatz fuhr, flogen meine Blicke, wie magnetisch angezogen, nach dem bekannten linken Eckfenster. Die Blumen standen im Morgenlichte des Mai's da und hatten sich von dem Winterfroste glücklich erholt; der Käfig des Kanarienvogels aber war mit einem seidenen Tuche umhangen. Und durch die breiten, grünen Blätter sah nicht Jettchens weißes, freundliches Antlitz mit den tiefblauen Augen und den goldenen Locken; nur die alte Dienerin saß an dem gewohnten Platze mit bekümmerten, bangen

Zügen. Ihre welken Lippen bewegten sich leise und in den gefaltenen Händen hielt sie ein dickes, mit Silber beschlagenes Buch. Ich glaube, sie las im Kuhbach. —

Briefe aus Paris.

Was den Deutschen, welcher in Paris ankommt, zunächst trifft und schlägt, ist der Mangel an allem Bequemniß des Lebens. Du weißt, ich bin kein Engländer von Profession, dem das Wort comfort oder comfortable bei jedem Schritte auf dem Munde schwebt, und ich mache nicht mehr Anstalten zum Leben, als just nöthig oder nützlich sind. Aber wir verlangen eine Häuslichkeit, etwas, wofür der Franzose einen guten Ausdruck und einen schlechten Begriff hat, ein chez-soi. Davon ist hier keine Rede, es sei denn, du habest über Tausende zu gebieten, an Francs und an Leuten. Du bist gewohnt, Morgens Deinen Kaffee daheim zu nehmen, am warmen Ofen, behaglich, ungestört, vielleicht gar im verschwiegenen Schlafrocke. Gib es auf, wenn Du nach Paris gehen willst, ent-

wöhne Dich, entsage. Hier existiren keine Oefen, nur Kamine. Sie thun sich etwas darauf zu gut; das Feuer, sagen sie, leistet dem Einsamen freundliche Gesellschaft, wenn er es glimmen sieht und aufprasseln und leise verkohlen, der Müßige hat ein liebes Spielwerk an der Zange, der Schaufel, dem Blasbalg. Ja doch, die Kamine sind wie die Franzosen: ein sichtbares, helles, schnelles, grelles Feuer, nur wärmt es nicht; es sengt auf der einen Seite und läßt die andere kalt, es fliegt in den Schornstein. Ich lobe mir einen guten germanischen Kachelofen; das ist dunkel von außen, abgeschlossen, scheinbar ruhig und kalt, aber drin steckt eine innige Glut und eine durchdringende Kraft, die gleichmäßig wirkt und nachhaltig. Die deutsche Philosophie gleicht einem deutschen Ofen, nicht wahr? Dazu, zu den Kaminen nämlich, rechne die Steinplatten, welche wenigstens noch Regel sind, wenn auch keine ausnahmsfreie; man bedeckt sie, aber vergebens, mit einem abgetretenen Teppich. Nun sage, kann der Mensch einen Gedanken haben, oder nur ein behagliches Gefühl seiner Existenz, wenn es ihn friert an allen Enden? Da will ich noch von den drei Treppen schweigen, von den dunklen Gängen, von den Höfen; wehe dem Armen, welchen sein Unstern dahin führt! Der Pariser fühlt das nicht, er lebt auf der Straße, im Kaffeehaus, in der Restau-

ration, im Palais-royal, auf der Börse, auf dem Bureau, im Theater – überall, nur nicht zu Hause. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß in dieser Betrachtung das Familienleben nicht einbegriffen sein soll; vom Deutschen wie er einzeln hier ankommt und eine mittlere Existenz für sich sucht, nicht von reisenden Fürsten oder von ansässigen Parisern mit Weib und Kind kann und will ich berichten.

Kaum aufgestanden und angekleidet, eilst Du, jedoch zu später Stunde schon, in ein Kaffeehaus. Du frühstückst auf einem kleinen Schemelchen ohne Lehne, an einem kleinen Tischchen ohne Nachbar, aus einer großen Schale ohne Henkel, aus einem großen Korbe ohne Tischtuch. Neben Dir und um Dich Gerenne, Gerufe, Geräusch aller Art; eine Menge fremder Menschen, den Hut auf dem Kopf, in einer Hand ein Zeitungsbrett, in der andern die Trinkschale, in der dritten — wahrhaftig, ich glaube sie haben deren drei — ein ungeheures Brod, sitzt um Dich her, gewöhnlich nicht im Gespräch, zuweilen schon im Dominospiel, jedes Falls Dir gleichgiltig, wie Du ihnen. Leute, die Frankreich aus früherer Zeit kannten, hatten mir versichert, ich würde auf dem Kaffeehaus die interessantesten Bekanntschaften machen. Und, siehst Du, ich gehe nun Wochenlang in allen möglichen umher, ohne mit einem Menschen eine Sylbe gewechselt zu haben,

die Garçons ausgenommen, Garçons — Kerls mit einem fürchterlichen Barte und einer Glatze, die ich mich fast schäme so anzurufen. Ueberhaupt, ich fange an, die vielgerühmte französische Höflichkeit für eine Tradition zu halten; sie lebt, wie die schwäbische Gutmüthigkeit, nur in Reisebeschreibungen. Ich will gern glauben, daß dieß Volk in seiner harten und strengen Schule ernster geworden ist, ich wünsche es ihm sogar, aber der Anstrich von Rohheit und Verwilderung, welchen namentlich die Jugend männlichen Geschlechtes zum guten Ton der neuen Zeit zu rechnen scheint, steht mir in zu schroffem Widerspruch mit dem Rufe der Zuvorkommenheit gegen Fremde, als daß ich diese Veränderung geschichtlichen Motiven zuschreiben möchte. Ein Wiener Fiacre und ein Pariser Cabrioletkutscher gleichen sich nur in einem Stücke, in der Unzufriedenheit mit dem Trinkgelde, sonst ist jener heiter, wo dieser verdrossen, jener geschwätzig, wo dieser stumm und stumpf. Ich fragte zuweilen Lumpensammler, Decrotteurs und ähnliche Individuen aus der untersten Klasse der Bevölkerung nach der und jener Straße, und nur wenigemale bin ich freundlich beschieden worden. Ging ich gar so weit herauf, einen jungen Herrn, meinen Nachbar im Theater, auf der Tribüne, im Kaffeehause mit einer Ansprache zu behelligen, welche durch ihre sanften Zischlaute den überrheinischen Ursprung

verrieth, so zog sich unter zehn Fällen neunmal der Mann in seine Cravatte zurück und fertigte mich so kurz als möglich ab.

Vielleicht liegt es an mir; ich bin zu blöde, zu kleinstädtisch, zu artig, weil ich erst seit sechs Wochen in Paris studire. So zugänglich jedes öffentliche Institut, so gastlich die Nation als solche, ebenso unnahbar, nur auf sich und seine festen Kreise beschränkt der Einzelne. Die Erscheinung erklärt sich gewiß zum Theil aus der Größe der Stadt, aus der Menge der Fremden jedoch meine ich im Allgemeinen auch bemerkt zu haben, daß die Franzosen, wie die Engländer, nur unter sich sein mögen, mißtrauisch gegen die Kinder eines andern Volkes, höflich, wo es ihre Etikette verlangt, kurz unbereitwillig, wenn ihr Egoismus irgendwie verletzt wird, und selbstzufrieden bis zur Anmaßung. Ein gebildeter Franzose macht sicherlich keinen Verstoß gegen das, was er seinen guten Ton nennt, während der Deutsche zehnmal in einer Stunde blind dawider anläuft; hingegen hat der Deutsche eine natürliche, gutmüthige, gefällige Höflichkeit, die er nicht nach Regeln und Mustern erlernt, wenn der Franzose von seinem Naturell aus eigennützig, geizig selbst im gewöhnlichen Sinne, und intolerant ist.

Damit Du siehest, wie ich das meine, will ich Dir zwei Beispiele erzählen. Letzten Sonntag ging ich auf

dem Boulevard der Italiener spazieren; ein Mann begegnet mir, stößt mich im Gedränge ziemlich unsanft an den Ellenbogen und rennt vorüber, ohne ein Wort der Entschuldigung zu verlieren. Ich hole ihn ein — nicht um ihn zu „coramiren," wir waren ja nicht auf der Wehnder Straße zu Göttingen, ils sont passés, ces jurs des fêtes! — nein, um ihn sehr artig zu fragen: „Verzeihung, mein Herr, Sie sind gewiß ein Landsmann von mir, ein Deutscher?" — Er stutzte, sah mich an und sagte ja. Mehr wollte ich nicht. Wir gingen noch einige Schritte zusammen, dann verließ ich ihn. Desselbigen Abends saß ich in einem Lesekabinet des Palais-royal an dem Tische der französischen Zeitungen. Ich griff nach dem Journal des Débats, welches unter dem Blatte eines Lesenden lag; trotz seiner Länge, trotz meiner Länge konnte ich nicht daran reichen. Der Mensch, welcher meine Anstrengung bemerken mußte, schlug unbeweglich seine „Presse" um, ließ mich um die Tafel herumgehen und hob er auf meine Bitte sein Brett in die Höhe, damit ich das verlangte nehmen konnte. Ihn kannte ich so wenig als meinen Landsmann, den Deutschen auf dem Boulevard, aber er mußte ein Franzose sein. Jeder Deutsche hätte mir in dem Lesekabinet das Journal des Débats gereicht, jeder Franzose auf den Boulevards sein „Pardon, Monsieur," hinter mir hergerufen. In diesem

Doppelfalle kreuzten sich nun eben die Nationalartigkeiten: beide Seiten, jenseits und diesseits des Rheines, sind auf ihre Art grob, auf ihre Art höflich. Nun sage Du mir, welche Dir die bessere und liebere?

Und weil ich denn doch von meiner Elegie an den verlorenen Schlafrock und die Meerschaumpfeife in das ethnographische Fach gerathen bin, ich werde Dir gleich noch Eins stecken: Alle Franzosen haben nur Ein Gesicht, nur Einen Ausdruck, nur Ein Air, wie sie es nennen. Die Individualität ist ganz verloren gegangen bei diesem Volke; die ewigen Gleichheitsprozesse haben sie gleich gemacht. Nur der Friseur läßt Jedem noch ein Bischen Eigenthümlichkeit, indem er den Einen à la Duc d'Orléans coiffirt, den Andern à la mécontent verschneidet, hier einen Bart à la jeune France, dort einen François Premier schafft. Bärte haben sie Alle, falsches Haar die Meisten, sobald sie über die vierzig Jahre sind. Das Klima soll Schuld sein; lieber Gott, das Klima muß heuer so manches auf sich nehmen, warum nicht das auch? Aber sonderbar ist's, wenn man von der Tribüne eines öffentlichen Saales auf irgend welche Versammlung herniederblickt, Pairshof, Akademie, Deputirtenkammer; da sieht man aus der reinsten Vogelperspektive immer einen kahlen, glänzenden Scheitel nach dem andern, und nur die Allerältesten sind sorgfältig blondgelockt.

Daraus allein begreift sich auch die unglaubliche Menge von Coiffeursboutiken hier, die mit ihren unzüchtigen Weibsbildern aus Wachs im Winter ordentlich frostig sich ausnehmen. Wahrscheinlich ist diese Perrückensucht eben so abzuleiten, wie ehemals die Mode des Bartscheerens. Als König Franz der Erste kurz nach seinem Abenteuer mit der schönen Eisenhändlerin, aus Gram dächt' ich, das Haar um Kinn und Wange verlor, ließen sich seine Nächsten dasselbe ebenfalls abnehmen. Da nun heute — —

Ja so, ich wollte Dir ja von der Eingesichtigkeit der Franzosen schreiben. Die Sache ist ernsthafter, als Du vielleicht meinst. Betrachte die literarischen Physiognomien dieses Volks von dem sogenannt goldenen Zeitalter ihrer Poesie an bis zur heurigen Romantik. In dieser Galerie wie viele originelle, ausgeprägte, eigene Gesichter, ich meine Style? Wie oft ein Rousseau oder ein Voltaire? Wahrhaftig, wenn Buffon die große, oft wiederholte Maxime aussprach: „Le style c'est l'homme," so machte er seinem Volke das geringste Kompliment. In der classischen Zeit versifiziren alle Poeten wie Racine, in der literarischen Revolution schreiben alle Prosaiker wie Rousseau oder wie Voltaire, und in der Romantik, wenn wir vier Erscheinungen ausnehmen — Georges Sand, Balzac, Hugo und Janin — vive le Roi, quand même,

le Roi du Feuilleton! — wie viele Eigenthümlichkeiten bleiben uns denn noch? Ueberall, fast bis in die einzelnen Worte, dieselbe Wendung, überall, selbst in dem Sachlichen, Eine Erfindung und Eine Zusammenstellung. Darum, und weil das ungeheure, jede Einzelnheit verschlingende, nach außen gekehrte Leben dieser Stadt, welche ja Frankreich ist, keine poetische Persönlichkeit aufkommen und in sich aufwachsen läßt, darum ist ihre Literatur so arm an Lyrikern, Lyrikern, die nicht eine bestimmte Tendenz oder ein positives Factum veranlaßt hat, wie Wasserblasen, durch den reißenden Strom aufgeworfen, Béranger und Larmartine, sondern Lyrikern, die es nach eigenstem subjectiven Berufe sind, gleich unserem Alten in Weimar. Hier drückt die nämliche Bildung, welche Alle empfangen, Allen denselben Stempel auf, und keine Literaturgeschichte ist reicher als die französische an sogenannten Typen, welche eine ganze Generation, eine gesammte Richtung oder ein universelles Bewußtsein repräsentiren.

Das liegt als ernste Folie hinter der äußern Wahrnehmung von dem französischen Nationalgesicht, welches aus einigen scharfgerissenen Linien und einem mehr oder minder gepflegten Bartwuchse zusammengesetzt ist. Nur eine Seite der Gesellschaft macht eine Ausnahme, die weibliche, nicht bloß, weil die französischen Frauen

nicht alle ein Bärtchen tragen, sondern auch, weil ihrer Viele ein sehr eigenes und nur ihnen angehöriges Gesicht besitzen. Sie sind just nicht schön, neben den Engländerinnen verschwinden sie, und zu unsern Deutschen mögen sie sich verhalten, wie eine Nelke, oder jene dunklen, duftenden Blumen, die Goldlack heißen, zu den Narzissen. Wenn Dir „Narzisse" nicht galant genug scheint, kannst Du auch Tulipane lesen, oder, der preußischen Sentimentalität zu Liebe, Vergißmeinnicht — nur Rose nicht. Mit der Rose darf ich meine lieben Landsmänninnen nicht vergleichen; Du eräthst weßwegen? — Natürlich nur der Dornen halber. Dornen tragen die Mädchen in München und Stuttgart und Braunschweig und Hattersheim und Celle nicht. Hier gibt es deren, nämlich Rosen und Dornen, und auch kleine, nicht hübsche, aber sinnreiche Resedas, und boshafte Verirnelken, und verstohlene Nachtviolen. Lache mich aus; ja, ich habe die Französinnen gern mit ihren räthselhaften Augen, die noch mehr verschweigen als verrathen, mit den kleinen, behenden aalglatten Gestalten mit dem ganzen Zauber einer fertigen, freien Erscheinung. Noch studire ich bloß von Weitem. Ich blättere in dem Bilderbuche, welches die Theaterlogen und hier und dort ein Salon mir aufthun, ich vergleiche, ich vertiefe und verliere mich; aber höre, wenn ich ein halb Dutzend Jahre

in Paris gewesen bin, werde ich Dir viel von diesen stummen Bildern erzählen können. Bemerke wohl: ich werde es können. Darin, nicht wahr, liegt weder eine Nöthigung, noch ein Versprechen, daß ich es thue?

Das klingt, wenn ich es nochmals überlese, als wäre ich eingenommen für die französischen Frauen. Ich will Dir beweisen, daß ich, wenn auch blind, doch nicht taub für ihre Mängel bin. Ich habe diesseits des Rheins noch keine schöne, weiche weibliche Stimme gehört; die Französinnen reden alle einen kleinen Contrebaß. Mich verlangt oft nach dem Metall und der klingenden Fülle, selbst wenn sie ein bischen singen sollte, in den Stimmen am Neckarufer oder am grünen Lech. Neulich verirrte sich bei dem Schlusse des Theaters ein solcher Glockenton der Heimath aus dem wüsten Gedränge und Gewirre an der Hauptthüre bis zu meinem Ohr. „Mutter, wo bist Du?" rief eine ängstliche, weiche Mädchenstimme, und ich konnte mich nicht enthalten, mit einem tröstlichen „Hier, mein Kind," zu antworten. Darauf hörte ich beide Frauen lachen und lachte mit.

— — — — — —

O wie bin ich müde, müde, müde! Und diese Stadt schläft nicht, schläft nirgends und niemals! Kaum schließt sich das eine Auge des tausendköpfigen Ungeheuers, so erwacht das andere schon wieder; der letzte Wagen, welcher berauschte und taumelnde Gäste des Maskenballs heimführt, begegnet dem ersten Fleischerkarren; an jener Ecke verhallt der Schrei der Lust, der Jubel der Ausgelassenheit, wenn hier unter dem Dache der stöhnende Seufzer der Dienstbarkeit einen neuen Morgen verflucht.

Ich habe die Nacht durchgewacht, mein Kopf ist wüst, mein Blut siedet, und ich tauche in die Gedanken an Dich, wie man in ein klares, kühlendes Bad taucht, ich suche Ruhe in diesen Zeilen. Den gestrigen Tag bestimmte ich, wie so manche andere schon, zu einer Reise durch Paris. Ich hatte am Mittag das Pantheon besucht; von den unterirdischen Grüften bis zur höchsten Kuppel bin ich geklettert, vom revolutionären Grabsteine Jean Jacques Rousseaus bis zu dem legitimistischen Gemälde des Baron Gros. Schildern will ich Dir das nicht, so wenig die Architektur, als die Skulptur, als die Fresken. Das Alles findest Du besser in jedem Guide du Voyageur. Vom Pantheon

eilte ich durch die berüchtigte Rue Mouffetard, das Hauptquartier der Armuth und des Elendes, an der Salpetrière vorüber, in den Pflanzengarten, auf Wegen, das heißt auf Umwegen und Irrwegen, die mich der Zufall finden und verlieren ließ, weil ich ihn lieber zum Weiser nehme, als einen groben oder einen aufdringlichen Menschen. Der Pflanzengarten ist eine hübsche Stelle für Liebende und für Dichter, sonderlich im Sommer, wenn das grüne Laub aus den tausend und aber tausend fremden und einheimischen Bäumen gesproßt ist, wenn die Millionen Kelche ihre exotischen Duftwellen ausströmen. Und die Löwen dazu, welche sich im Sonnenstrahle dehnen, die gähnenden Tiger, die gaukelnden Affen, der schreiende Papagey. Ich habe mir vorgenommen, oft dahin zu gehen, mich unter prächtige Cedern zu setzen und in dem Buche meines Freiligrath zu blättern; der ist ein Poet für diese Welt. Gestern war sie noch eine winterlichstille, kalte, verzauberte, nur Martin der Bär und die werthen Seinigen wälzten sich in ihren Gruben und klimmten plump um ihre Stange herum. Ich blieb kurze Zeit; an der Seine hinunter, durch ein Labyrinth von kleinen Brücken, krummen Gassen und schmutzigen Quais tastete ich mich nach Notre-Dame. Droben auf ihren kolossalen Thürmen überraschte mich die Nacht. Nein, ich sah sie vielmehr allmählig her-

niederrieseln auf die Stadt zu meinen Füßen; ein feiner, feuchter Nebel verhüllte mir erst das Ferne, dann das Nächste, und nur der Steinklotz neben mir streckte sich schwarz und riesig in die dicke Luft. Die Lichter glimmten schon längst, die Laternen; ihr Schein war blutig roth, und wenn über die Seine hin die Kutschen jagten, sahen sie aus wie tanzende Irrlichter, unzählige, wimmelnde, funkelnde, auf einem ungeheuren Nebelmeere, und wenn der Nachtwind mit der Tricolore neben mir spielte, meinte ich auf einem Schiffe zu sein, an den Mast gelehnt, während es in den Segeln klatschte und rauschte in den Wellen.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich an Hugo dachte und an seinen Roman. Die Glocken freuten mich, wenn sie schlugen, und der Thürmer — er war freilich kein Quasimodo, sondern ein sehr reputirlicher Mensch mit einem Wollenkamisol — mußte mir seine Warte und die Gänge im Thurm und das Schiff der Kirche zeigen, alles bei der Laterne. Er versicherte, die Engländer machten es oft so.

Es war spät, sehr spät, da ich herunterkam. Ich befand mich mitten auf der Citéinsel, also an der Stelle, wo die Wurzeln des großen Giftbaumes liefen, die ersten Wurzeln. Hier im Morast und im Schlamme hatten gallische oder celtische Männer zuerst ihre Fischerhütten gebaut, hier fanden die Römer die schmutzige,

enge, arme Lutetia und machten aus ihr das glänzende, weite, reiche Paris. Von ihrer Hände Werk blieb kaum noch eine Spur: in der Rue Laharpe liegen zertrümmert und verfallen die Thermen des letzten Heiden, die Bäder Julians des Abtrünnigen, der sich hier zum Imperator ausrufen, und von seinen Soldaten auf den Schild der Empörung heben ließ.

Von Julius Cäsar bis auf Ludwig Philipp, geh doch im Flug diese stattliche Reihe durch, lies von den Pflastersteinen die Geschichte der Revolutionen, von den Kirchendächern die Zerstörungen, vom sandigen Strand der Seine die Morde und Todtschläge alle! Und ich fragte mich, als ich so dahinträumte, welche Römer und woher werden nun gen Paris kommen, die Boulevards zu rasiren, die Paläste umzuwerfen, Thron und Kirche zu zerbrechen? Vielleicht hungerten sie in diesem Augenblicke in den schmutzigen, räucherigen Barraken rechts und links, keuchten zu später Nachtstunde am Webstuhl, in der Tretmühle, vor der Druckerpresse, vergaßen auf faulem Stroh oder in stinkendem Fusel das unsägliche Elend, wozu jede Nüchternheit und jede Morgensonne sie weckt.

An der Morgue vorbei! Ein unheimliches Haus, matt beleuchtet, niedrig, mit wenig Fenstern, ganz von grauem, farblosem Stein, den die Seine benagt und abspült. Ich bin schon darin gewesen, mehrere-

male, mit der Neugier des Ekels und des Schauders, und niemals, ohne auf den gelben Messingplatten ein blasses, entstelltes Todtengesicht und an den Haken in der Wand blutige und feuchte Lumpen zu erblicken. Dicht an der Thüre halten Höckerweiber Gemüse, Blumen und Früchte feil; siehst Du, das ist Paris!

Vor dem Justizpalaste! Eines der ältesten Gebäude der Stadt, ehemals Wohnung französischer Könige, jetzt sitzt die Jury drin zu Gericht, Advokaten mit dem Sammtbarett und den weißen Halsschleifen rennen in den Corridors auf und ab, und die Journalistik erlauscht an den hohen Pforten der Gerechtigkeit die belustigenden Anekdötchen, womit sie ihre Leser befriedigen muß. Das Haus paßt so wenig zu dem Geiste, welcher drin umgeht, und es sollte ein Messias die Wechsler und die Mäkler zum Tempel hinauswerfen, sammt den langweiligen Bärenmützen und Schafsgesichtern der Nationalgardisten, die hier Wache stehen, meinetwegen auch sammt dem Rococostandbild in der großen Halle, das ich weiß nicht welchen Criminalisten von Frankreich darstellt.

Nun meine Du nicht, daß ich meinen Weg so leicht fand, als Du ihn hier beschrieben siehst. In dem Paris aller Tage weiß ich mich schon zu richten; die Seine und die Boulevards sind zwei leichte Ariadnefaden. Aber einmal herausgetreten aus diesem be-

kannten und immer gleichen Kreise, bin ich wie in einer fremden Stadt. Stundenlang irrte ich in der Cité umher, bald über diese, bald über jene Brücke. Zuletzt, ich will es Dir gestehen, wurde mir nicht allzuwohl bei meiner Reise. Ich las bei dem Scheine einer Laterne an der Straßenecke plötzlich den sehr romantischen Namen: „Rue de la femme sans tête," und damit fielen mir auch alle die erbaulichen Geschichten wieder ein von der Unsicherheit und der Gefahr in jenen Quartieren. Meine Uhr wies nach zehn. Wagen gingen durch die übel beleuchteten Gassen sehr wenige, alle besetzt. Ein Omnibus, dessen grüne Laternen mir vom Quai herüber wie Hoffnungssterne flimmerten, verlockte mich, ihm entgegenzueilen, leider nur, um an der Tafel das niederschlagende Donnerwort „Complet" zu erkennen. Von Fiacres oder von Cabriolets keine Spur. Vielleicht, ja gewiß waren wenige Schritte von mir deren genug zu treffen, aber ich wußte ja nicht wo und mochte die Begegnenden aus Vorsicht nicht ansprechen, um ihnen nicht den Fremden zu verrathen. Ein großer Mann, welcher mich fragte: „quelle heure est-il, s'il vous plaît?" erhielt eine sehr unbefriedigende Antwort, weil ich vor ihm erschrak; gute Freunde hatten mir erzählt, das alte la bourse ou la vie sei nicht mehr gebräuchlich bei den Industrierittern, sie erkundigen sich heute

viel höflicher nach der Stunde und nehmen, desto gewisser zu sein, gleich die Uhr selber mit. Ich kam indessen mit der Angst davon, und es sei Dir unverholen gestanden, daß ich sehr tief und sehr leicht aufathmete, als ich eben in der Nähe des Justizpalastes, mich wieder in bekannten Regionen befand. Auf dem Platze, wo ein wenig besuchtes Monument des General Desaix steht — noch ein Mal aus den Zeiten der Republik, welches die Monarchie verwittern läßt, ein keuscher, einfacher, als Brunnen dienender Stein, aus den Augen und aus dem Sinne der profanen Menge weit weggerückt — dort entdeckte ich ein Cabriolet. Es führte mich aus der Romantik und aus der Cité in die Welt der Boulevards, und damit der prosaische Mensch sein Recht auch habe, ließ ich es mir nach so vielen dunkeln und schauerlichen Eindrücken vortrefflich schmecken unter den Gaslichtern des Café anglais, desjenigen, das am spätesten unter allen seinen Hafen und eine vortreffliche Küche für verschlagene Sturm- und Nachtvögel offen hält.

Es war zwei Uhr, als ich von dort wegging. Der alte Studententrost: die Nacht ist nun doch einmal angebrochen, und der noch ältere Philisterwitz, daß solide Leute immer bei Tage nach Hause kommen, veranlaßten mich, nicht unmittelbar heimzukehren. Du begreifst das, wenn Du bedenken willst, was mich er-

wartete: eine kalte, dunkle, öde Zelle, eine schlaflose Nacht, vielleicht gar böse Träume von Deutschland. Dem auszuweichen, verlief ich mich lieber auf einen jener bunten, bewegten, vielbeschriebenen Bälle, wo die kleine Welt der Grisetten und das Quartier latin ihre Soiréen feiern. Ich darf Dir das Alles nicht im Einzelnen schildern, selbst wenn ich möchte, und außerdem kennst Du es zur Genüge aus französischen Sittenromanen und aus Carricaturen. Ich habe nun schon mehrere dergleichen Vergnügungen ausgestanden, auch die Maskenbälle diverser Theater, und insonderheit den Neujahrshexensabbath der großen Oper besucht. Wahrlich, wenn die berühmte französische Heiterkeit — la gaieté française — auf solche Art repräsentirt wird, so sollte man gern auf sie verzichten.

Du weißt es, ich bin kein Sittenprediger, ich kann Saturnalien und Orgien, wie sie das Alterthum gefeiert hat, als eine geschichtliche That, als eine Offenbarung des Menschengeistes meinetwegen respektiren. Aber wenn ich einen unentwirrbaren Knäuel von Männern und Weibern, diese großen Theils in einer mehr oder minder fantastischen Burschentracht, von Nachts zwölf Uhr bis in den lichten, lieben Morgen hinein, auf einem Platze, der zum Stehen nicht einmal Raum gibt, umherschwanken, taumeln und baumeln sehe, dann muß ich mich doch zuerst ganz natürlich

fragen, ob das ein Vergnügen für sie selber ist, und worin es besteht? Masken trifft man wenige auf diesen Bällen; die Mehrzahl färbt das Gesicht auf die abenteuerlichste Art, und wenn ich recht unterrichtet bin, sind sogar bloß Nasen und Brillen, nicht aber ganze Larven erlaubt. Wer sich ein Weniges nur einbildet, geht ohne alle Verkleidung, mit bespritzten Stiefeln und Beinkleidern, im Ueberrock. Man macht den Zuschauer, nicht den Mithandelnden bei dieser Blocksbergsscene. Von Maskenfreiheit und Maskenscherz, wie sie in kleinern Kreisen ähnlicher Art oft mit so viel Reiz und so viel Geist gehandhabt werden, ist mir kaum eine Spur vorgekommen; Alles überschreit und überstürzt sich, und das Beste, was der Unbefangene thun kann, bleibt immer, sich auf eine Galerie zurückzuziehen und wie auf ein Genrebild auf den ungeheuer großen und für diese Stunden doch noch zu engen Saal herunterzusehen.

Die Grisettentänze haben etwas viel Freundlicheres, sie interessiren sogar, weil sie bei aller Ausgelassenheit der Form und der Sitte immer ein persönliches Leben und Theilnehmen der Einzelnen durchscheinen lassen. Was Du hier in den bizarren und verzerrten Figuren der Quadrille umherspringen siehst, das sind lauter zärtliche Paare, die, den ganzen Tag über getrennt, sie an die Nähnadel, er an das anatomische Messer

gekettet, am Abend einander auffsuchen und auffinden und unendlich vergnügt die Nacht durchschwärmen. Im Winter das Prado, im Sommer die Chaumière: ohne diese zwei Dinge würde es der Student in Paris so wenig aushalten, als die Grisette; sie entschädigen für die akademische Freiheit, welche der deutsche unsterbliche Renommist vor ihm voraus hat, und für die häusliche Zukunft, die einer deutschen Stick- oder Nähmamsell von ihrer französischen Schwester im Stillen wohl mit manchem bangen Seufzer beneidet wird. Es ist wahr, die Contretänze, die sie aufführen, die Studenten mit ihren Grisetten, sind nichts weniger als züchtig und anmuthig; es ist wahr, daß in den Nebenzimmmern während der Pausen mehr geraucht und getrunken wird, als Hahnemann gut heißt, wahr, daß mancher unartikulirte Schrei das Ohr der wachthaltenden Munizipalgardisten zerreißt, wahr, daß in der großen Galoppade der ganze Saal, Boden, Säulen Spiegel, Fenster, Kronleuchter und Baßgeige in einem undurchdringlichen Staubwirbel sich mitzudrehen scheinen mit der bacchantischen Wuth der Tanzenden, wahr endlich, fürchterlich wahr, daß manche glühende Schöne, weil sie zu viel getrunken, und mancher jauchzende Bursche, weil er die Marseillaise angestimmt, in aller Form zur Thüre hinausgeleitet werden. — Aber, siehst Du, das thut nichts, das schadet dem Ganzen nicht,

das stört die Lust keinen Augenblick. Diese Leutchen sind, im Schweiße des Angesichts, glücklich wie die unsterblichen Götter, und wenn ihnen ihr Prado, oder ihr Delta, oder ihre Salle Montesquieu trotz allen Schmutzes und trotz aller irdischen Mängel der Olymp däucht, könntest Du grausam genug sein, sie aus ihrem Traume zu wecken und ihnen zu sagen: „Mein Herr, Ihr Mantel hängt seit sechs Wochen auf dem Mont de Piété, und wenn Sie ihn morgen nicht einlösen, so ist er dem Verkaufe und sein Herr der Kälte verfallen auf ewig?“ oder aber: „Mademoiselle, gehen Sie schlafen, damit Madame, die Putzmacherin, Sie nicht wieder vergeblich erwartet und Sie, wie neulich, die Garnitur an das Kleid der Gräfin X., der Marquise Y., der Baronesse Z. verkehrt ansetzen?“ — O nicht doch! Zerreiße keine Illusion im Leben, blase niemals in ein Kartenhaus: es gibt ihrer ja so wenige, weniger fast als Fürstenschlösser, und sicher sind es nicht diese, welche das innigste und süßeste Glück umschließen, sondern jene.

Ich habe mir auch ein Kartenhaus oder Luftschloß gebaut, mitten unter Studenten uud Grisetten. Da war eine Ecke im Saale, lauschig und versteckt, nur für zween Glückliche Raum lassend; die zarte Hand der Hausmagd hatte sie mit Tannengrün geschmückt und frischen Sand auf die Dielen verschwendet. Dort,

neben einem schlafenden Stadtsergeanten — ach, es schnarcht sich so sanft im Dienste des Vaterlandes! — dort ließ ich mich sachte nieder und drückte meinen Kopf, der von den Contrasten und von den Eindrücken eines langen Tages fiebrisch brannte, in die Hand. Und dann, wann vom entfernten Orchester herüber die Melodien eines Walzers klangen, ein wohlbekannter Lanner, ein viellieber Strauß, wann die langgezogenen, sehnsüchtigen, schwebenden Weisen an Wien mahnten, an eine Mondnacht in Döbling, an süße, an heiße Stunden beim Sperl, ja dann vergaß ich wohl auf Augenblicke, wo ich war, und ich meinte nun, sobald ich aufstünde, in das Auge eines Freundes zu sehen, oder die weichen, lockenden Nachtigalllaute eines deutschen Weibes auftrinken zu können — — Ich weiß es, daß ich träumte. Es war so tief, so schön, so lieb; tiefer, schöner, lieber, als alle die um mich her träumten, Söhne der Musen und Töchter der Freude. Warum mußte mich der Morgen erwecken, der grau und nüchtern in die Fenster schielte? Da zerstoben wie Gespenster die wirren Bilder und Figuren umher, und als ich mich, verschlafen oder verträumt, aufraffte, um heimzuschleichen, allein, wieder allein, immerdar allein, da war mein Kopf um nichts kühler, um nichts leichter, und nur die Hände feucht, in denen er geruht hatte.

— — — — — —

Die „Erinnerungen an Holland“, im Jahre 1847 im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erschienen, sind von geringerer Bedeutung als das Wanderbuch, sie helfen indeß schon dazu, sich ein ziemlich richtiges Bild von dem eigenthümlichen, im Ganzen so wenig besuchten Lande zu verschaffen.

Wir haben aus demselben nur ein kleines Bruchstück ausgewählt, eine hübsche Schilderung des Seebades Scheveningen, welche wir hier folgen lassen.

Auf weiten Umwegen kehren wir nach Scheveningen zurück. Die Tage folgen sich so gleichmäßig und einförmig im Badeleben, daß wir, statt bei dessen Schilderung lange zu verweilen, die Leser lieber umhergeführt haben, an einige Denksteine aus der Geschichte des Landes und auf Höhenpunkte der Aussicht auf das Volk. Zu solchen Wanderungen bietet die Eisenbahn erwünschte und angenehme Gelegenheit. Wir können Morgens nach dem Seebad auf einen der zahllosen Omnibus voor de zeevaart steigen, in Amsterdam, das in drei Stunden erreicht wird, diniren und Abends zu guter Zeit wieder am Strande und zu

Hause sein. Leyden und Harlem mit ihren mannichfachen „Löwen“ für Fremde liegen ganz nahe; Delfft, Schidam, Rotterdam auf der einen, Utrecht und Amersfoort auf der anderen Seite nicht fern. Und es schlendert sich so behaglich auf den stillen Canälen, den reinlichen Straßen des Landes dahin!

Das Leben in Scheveningen selbst hat als großen Hauptreiz den einer unbedingten Freiheit und Unbefangenheit. Wir haben Bäder, welche durch die liebenswürdige Sorge für die Unterhaltung des Fremden, durch die ewige, gesellige Arbeit, in deren Mittelpunkt sich gewöhnlich ein unternehmender Badearzt stellt, Einem die sommerliche Rast und des lieben Körpers gedeihliche Pflege so recht gründlich verleiden können. Die Conversationshäuser, die Reunionen, die bestimmten Orte für die Promenaden, die täglich gleiche Stunde des Trinkens und Badens, die pflichtmäßige Liste sämmtlicher „Landpartien“ eine Meile in der Stunde, mit fester Taxe für Esel und Menschen: o wie bald hat man sie satt, diese großen Zurüstungen zu einer kleinen Existenz, diese gewaltigen Mittel für den unfruchtbarsten Zweck, diese unausweichlichen Störenfriede süßen Müßigganges, beschaulicher Einsamkeit, abgeschlossener Erholung! Scheveningen hat keine „Allée“, keine „Promenade“, eigentlich auch keinen „Conversationssaal“. Das Badhuys ist im

Grunde nichts mehr und nichts weniger als ein Gasthof. Wohne drin und gehe hin, wer eben will, und wer nicht, bringe sich anderswo unter. Eine Menge Fremder siedelt sich im Dorfe an, viele sogar im Haag. Jeder badet, wann er Lust hat, ißt, wo er Lust hat, lebt, wie er Lust hat. Gemeinsame Partien macht man nur, wenn man einander kennt, und Bekanntschaften braucht man gar nicht zu machen. Die Gesellschaft bleibt sich fremd. Alle Vortheile des Landlebens und alle der Stadt finden sich im engsten Raum beisammen. So kann auch von einem „Tone" in der Saison eigentlich nicht die Rede sein, nicht von einem allgemeinen „Mittelpunkt" der Vergnügungen, und eben so wenig von dem ewigen Gegensatz „Coterie, Absonderung, Steifheit". Scheveningen ist in dieser Hinsicht noch ganz und gar im Naturzustande, und Gott erhalte es recht lange drin! Nicht einmal eine officielle Badeliste, außer in gelegentlicher Zeitungsmittheilung, wird ausgegeben, und da man nach der Zahl der Fremden die Frequenz des Jahres nicht wohl bestimmen kann, weil deren viele, wie gesagt, auswärts wohnen, zählt man statt die Köpfe oder die „Parteien" wie anderwärts, die Bäder. Ein glänzendes Jahr, 1834, die letzte große Ernte für Posthalter und Gastwirthe, brachte es auf 13,000 und darüber; schlechte Jahrgänge bleiben unter 2000.

Ein Durchschnitt von zwei Lustren ergiebt etwa 6000 Bäder auf das Jahr. Schon hieraus erhellt: Scheveningen hat weniger Glück als Verdienst. Die Eröffnung der eigentlichen großen Badeanstalt datirt erst seit 1828. Im dritten Jahr nachher fiel die Revolution, im vierten und fünften die Cholera wie Mehlthau auf den jungen Flor. Seit 1834 sind die Sommer in Deutschland und den angrenzenden Ländern verboten, so daß, außer in den tyrannischen Mode- und Luxusbädern, nirgends eine rechte Saison hat zu Stande kommen können. Dazu tritt eine für Scheveningen gefährliche Concurrenz. Nicht genug, daß der Belgier Ostende den Holländer durch seine Nähe in jeder Hinsicht stark beeinträchtigt, erwächst in unmittelbarster Nähe eine kleine Anstalt, Zandvoort unweit Leyden, deren Badhuys jetzt schon von Fremden und von einer wahren Unzahl Ratten besucht und bewohnt wird. Neuerdings spricht auch Katwyk von Anlage eines Seebades; die ganze Küste will sich mit „groote en kleine Koets" bedecken, um Badende zu fangen.

Es ist einmal nicht anders in der Welt, und es ist gut, daß es so ist: in Scheveningen erhebt sich Zandvoort, wie bei Ostende Blankenberge, wie Homburg bei Kissingen. Nur Concurrenz, nur Neues! In einem Artikel wie die Bäder entscheidet ja ohne-

hin die Mode so unendlich viel! Mineralwasser, Seewasser, Kaltwasser; Molken- und Traubencur; Luftbad und Schlammbad: was lassen wir uns von den Heilkünstlern nicht Alles gefallen, das uns selbst eigentlich gar nicht gefällt und denen, die es verordnen, nur eine gewisse Zeit lang? Werden wir nicht erleben, daß Gräfenberg sinkt wie Pyrmont gesunken ist? Eine Nais ist nur in der Mythologie unsterblich, nicht in der Medicin.

Der kalte und regnerische Sommer des Jahres 1845 war nach der Versicherung der „Eingeborenen" eine schlechte Saison. Von den meisten Hausthüren im Dorf verschwanden die Zettel gar nicht: „gestoffeerde kamers te huur". Das Badhuys, das für seinen ersten Stock auf fürstliche Gäste eigentlich angewiesen ist, ward im Monat Juli von dem Kurprinz-Regenten von Hessen, seiner „erlauchten" Familie und Gefolge bewohnt. Prinz Emil von Hessen-Darmstadt hatte sich im Haag niedergelassen und kam nur zum Bade heraus. Die Söhne des Fürsten Thurn und Taxis mit ihrem Erzieher verweilten nur kurze Zeit. Außerdem ein Paar vornehme Besuche aus Wien, aus München, aus Süd- und Mitteldeutschland. Der Stamm der Gesellschaft im Badhaus war deutsch, so daß unsere Sprache an der Mittagstafel entschieden vorherrschte. Am zahlreichsten schien der nieder-

rheinische Dialekt besetzt; Stimmen aus Norddeutschland nur wenige. Unser Norden geht nach Helgoland und Norderney, unser Westen nach Ostende und Dieppe, so daß für Scheveningen wenig mehr als Ausnahmen und Launen übrig bleiben. Russischer und englischer Besuch wurde erst für den September erwartet; einzelne Zugvögel aus Albion flogen einstweilen über uns weg. Aus Frankreich auch nicht ein Name; von Belgien dann und wann nur ein Reisender. Holland überkam uns an Sonntagen, aber wie eine wahre Sündfluth, vom Morgen bis in die Nacht. Das große Hufeisen der Table d'hote reichte lange nicht aus, und um das Haus drängte sich eine ganze Wagenburg. Der Strand war von der Düne aus wie ein Ameisenhaufen anzusehen; wie die Fische sprangen, oft noch in später Abenddämmerung, die Badenden im Wasser umher. Haager Militairmusik executirte auf der Terrasse italienische Melodien, wozu die Holländer, in der Regel etwas außer Takt, ihre breitlächelnden Köpfe wiegten. Jung-Holland stutzerte, die Lorgnette am Auge, um die Schönheiten aus Stadt und Land gaukelnd und flüsternd umher. In weitem Kreise wandelten und standen die geputzten Bursche und Mägdlein des Dorfes, der Umgegend, unglaublich stolz in ihren silbernen Schuhschnallen und goldenen Haubenblechen. An diesen Sonntagen erlitt das

irdene Pfeifenlager der Kellner eine vollständige Niederlage und Verwüstung, und Thee und Kaffee wurden in solchen Quantitäten consumirt, daß es aussah, als müsse man die Colonien durch ein vaterländisches Opfer unterstützen.

Von der königlichen Familie kam die Prinzessin von Oranien täglich heraus, oftmals durch Sturm und Regen zu Pferde. Ihr ältester Sohn, Prinz Willem, badete. Als ächter Holländer hatte er eine wahre Passion für die See gefaßt; von Furcht, wie die meisten Kinder, schien er nichts zu wissen. Der König war einen Theil des Sommers abwesend, in England zu Besuch. Gleich seinem hohen Vetter von Preußen soll auch er in den weiblich-anmuthsvollen Launen der liebenswürdigen Inselbeherrscherin einige Erfahrung gemacht haben; vielleicht glaubte Little Vic, wie Punch sie nennt, ihre Zärtlichkeit für das Haus Coburg durch vorsichtige Kühle gegen das Haus Oranien markiren zu müssen. Ich sah den König von Holland nach seiner Rückkehr zum ersten Male, wie er aus seiner Sommerresidenz am scheveninger Thor hinausritt, nur von einem Reitknecht gefolgt. Er saß stattlich zu Pferde, eine hohe ritterliche Gestalt, blickte recht frei und heiter um sich und rauchte durch die Straßen seiner Hauptstadt eine Cigarre. Deutsche Etikette, deutsche Polizei, höre es und erstarre!

Wilhelm der Zweite, König der Niederlande, rauchte eine Cigarre zu Pferde in Uniform, auf offener Straße eine Cigarre! Wie viel hätte Seine Majestät in einer deutschen Residenz Strafe für dieses Vergehen zahlen müssen? Ich habe mit Schaudern bemerkt, daß den entarteten Unterthanen in diesem Rauchen ihres Königs gar nichts Bedenkliches zu liegen schien; sie blieben stehen und grüßten ihren Monarchen mit eben so vieler Ehrerbietung, als hätte er einen Commandostab statt des Glimmstengels in der Hand gehalten und eine ganze Suite glänzender Adjutanten mit Epaulettes und Federbüschen hinter sich hergezogen. Ich wünschte, als er im kleinen Trab mir vorüberritt, eine Diogenische Bitte an ihn richten zu dürfen: nicht mir aus der Sonne zu gehen, — es schien keine! — sondern mir eine Cigarre zu schenken; der feine, blaue Duft zog mir gar so verführerisch über der Nase weg, weithin dem Kenner verrathend das ächte Kraut der seltensten Art. Wehmüthig machte ich meinem Begleiter die geistreiche und neue Bemerkung, daß es die Könige doch sehr gut haben auf der Welt.

König Wilhelm ist, wie man bei dieser Gelegenheit wohl sagen darf, ohne den Verdacht der Schmeichelei auf sich zu laden, im Allgemeinen populär. Er hatte einen schweren Stand, namentlich seinem Vorgänger gegenüber, der, Beides zugleich oder nach einander,

populär und impopulär, dadurch den Nachfolger ganz eigen hinstellte. Wilhelm der Erste war durch und durch Holländer, ein Geschäftsmann von großer Fähigkeit; er kannte sein Land, sein Volk genau, Alles ging durch seine Hände. Dazu kam ein mächtiges Band: Gemeinsame Leiden, die dem Fürsten die Verbannung, dem Volke eine Fremdherrschaft auferlegt hatte. In der Liebe wie in der Politik ist die Trennung zuweilen ein Steigerungsmittel der Treue und Ergebenheit, besonders bei und unmittelbar nach dem Wiedersehen. Als später allerlei kleine und große Mißverständnisse zwischen Fürst und Volk sich einschlichen, worunter namentlich die finanzielle Frage und des Königs bekannte Vermählung von keinem Holländer vergessen worden, fielen die Folgen jener Mißverständnisse zumeist auf Wilhelm den Zweiten. Dieser, im Ausland erzogen, in Berlin, in England, in Spanien, hatte von vorn herein keine so feste Wurzel in dem heimathlichen Boden als der Vater. Auch war seine Schule für die großen Geschäfte eine ganz andere gewesen, als sie Holland eigentlich verlangt. Dem Kaufmann gefiel des Königs Sinn und Lust am Militair nicht recht; es war ihm überhaupt etwas Neues, Fremdes um den neuen König. Mißtrauisch von Natur und, wenn man will, durch Schaden klug gemacht, bedurfte der Holländer immerhin einige

Zeit, ehe ein Verhältniß wechselseitiger Neigung sich wieder herstellte. Der König läßt es an nichts fehlen, um dasselbe zu erhalten. Zugänglich für Jedermann, leicht bewegt zur Hülfe, wo sie nöthig ist, strebt er alle Interessen seines Volkes, seiner Bürger zu schützen und zu fördern. Auch den Künsten des Friedens ist er mit freundlicher Theilnahme zugethan: er baut viel, wenngleich die Pläne, nach denen es geschieht, Sachverständigen nicht immer gefallen wollen. Seine Sammlung von Gemälden lebender Meister ist außerordentlich reich und sogar neben den vortrefflichen alten Galerien Hollands sehr sehenswerth. Auf seine Anregung wurde die bereits erwähnte Reiterstatue Wilhelm's des Schweigers ausgeführt, und eine andere Bildsäule, denselben Ahnherrn des Hauses als Staatsmann darstellend, ist eben im Werke. Er war es, welcher den in der Armee dienenden Sohn des Dichters Bilderdyk bei einer allgemeinen Reduction ausnahm und bedeutend bevorzugte, blos in Rücksicht auf seines Vaters Ruhm und Verdienst; eine Rücksicht, welche natürlich vielseitigen Widerspruch und herbe Kritik erfuhr. So sucht der König fortwährend die eine Seite seiner Aufgabe, die versöhnende, besonders im Auge zu haben, Mißbräuche und Mißverständnisse allmälig zu entfernen, die Anforderungen der Parteien möglichst zu beschwichtigen und dafür die per-

sönlichen Wünsche des Individuums, so weit es angeht, zu befriedigen, kurz, das auf allen Punkten schwer gestörte Gleichgewicht in seinem Lande wiederherzustellen. „Il maintient“, wie es die Devise seines Hauses sagt. Daß die Wagschalen noch im Schwanken begriffen sind, vermag Niemand zu leugnen; allein das müssen auch die Feinde des Königs zugeben, daß seine Rolle eben so schwierig, als undankbar ist. Ihr Gewicht ruht obendrein auf nicht mehr jungen Schultern. So rüstig und kraftvoll König Wilhelm erscheint und ist, er ist auch — Großvater. Zum Glücke besitzt sein Stamm ungewöhnliche Lebenskraft. Vor wenig Jahren blühten vier Generationen desselben neben einander. Das jüngste Reislein, Prinz Moritz, sah ich oftmals am Strande von Scheveningen umhertragen; ein wunderhübsches Kindergesicht, das mit germanisch-blauen Augen frisch in die Welt hineinblickt.

Was mich an diesem Strande am meisten überraschte und eigenthümlich berührte, war das Stück hessischer Heimath, welches ich daselbst wiedergefunden. Ich glaubte mich auf dem Sande des alten Friedrichs-Platzes in Cassel, wenn ich die wohlbekannten, blauen Hof-Livréen mit silbernen Treffen und die hohen Stulpstiefel auf der Düne umherwandern und vor dem Badhuys stehen sah. Meine Gegner dürfen diese „blinde“ Anhänglichkeit an die Stiefmutter schon

verzeihen; sie ist ja ein kurhessischer, urhessischer Charakterzug, für den ich nichts kann, von dem ich nichts will. Es ist lächerlich meinetwegen, aber es ist wahr: mich freute es in tiefster Seele, daß die Leute mich alle noch kannten und in den Tönen des alten Weser- und Drusel-Dialekts zutraulich ansprachen. Da kam mir doch eine Anhänglichkeit entgegen, ein Anklang aus der Zeit, wo ich „populär" gewesen. Der Eine hatte mit mir in der Rintelschen Quarta auf einer Bank gesessen, der Andere zu Cassel seinen Aeltesten meiner magisterlichen Obhut empfohlen. Der Kammerdiener des Kurprinzen war ein Bruder des um mich hochverdienten Künstlers,

„Quo tondente gravis juveni mihi barba sonabat",

zu deutsch: der mir den gesetzwidrigen Schnurr-, Backen- und Kinn-Bart zween Male allwöchentlich abnahm. Welche Erinnerungen und Wahlverwandtschaften!

Außer der hessischen Fürsten-Familie und ihrem Gefolge, begegnete ich in Scheveningen noch einem vertrauten Namen aus der Jugendzeit, der, mit einem Stern als Senior ausgezeichnet, auf meinem Corpsbande geprangt hatte. Wir empfingen uns mit dem alten: Vivat Schaumburgia, das wir so oft getrunken und gesungen; die drei Farben der heiteren marburger Jugend tauchten frisch aus dem holländischen Nebel

empor. Mein brüderlicher Freund war gleich mir aus dem hessischen Staatsdienste ausgeschieden; er hatte die blaue Referendars-Uniform mit den gelben Wappenknöpfen ausgezogen und die Wage der blinden Gerechtigkeit um die Goldwage des hellsichtigen Mercurius vertauscht. Ich besuchte ihn in Amsterdam, wo er an der fashionablen Kalverstraat ein glänzend eingerichtetes Haus besitzt. Statt kurfürstlich-hessischer Obergerichtsassessor in Rinteln ist er nun kurfürstlich-hessischer General-Consul in Amsterdam geworden. Schöne Stunden haben wir an und in der See mitsammen verlebt. Als Andenken daran sende ich ihm diesen Gruß, den ein günstiger Wind aus den schwäbischen Weinbergen nach den Niederlanden tragen möge!

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Dingelstedt, Franz <<von>>,

Franz Dingelstedt

Cassel 1854